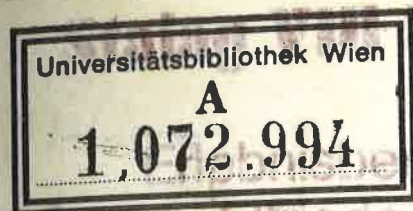




Die Autorin, aus der Umgebung des ehemaligen alliierten Gefangenenlagers Stalag VIII B, später 344, Lamsdorf/ Oberschlesien, stammend, wurde von einem deutschen Arbeitsamt dem Lager als Stenotypistin zugewiesen und arbeitete in der deutschen Abwehrabteilung vom Sommer des Jahres 1942 bis zur Flucht im Januar 1945. Ihr Betätigungsfeld war vielseitig und spannungsfähig, was auch in diesem Buch seinen Niederschlag findet.

Mit Menschen aller Nationalitäten, aller Konfessionen diesseits und jenseits der Weltmeere in Berührung kommend, wurde das Erscheinungsbild ihres Charakters geprägt, ihre Sinne aufgeschlossen gegenüber dem Mitmenschen, gleich, aus welchem Lande er immer kommen mochte. Das Erleben jener Tage, bewußt und absolut aufgenommen, schlängelte sich fort und ist bis zum heutigen Tage lebendig geblieben.

ISBN 3-88325-323-5



/344

**icht von
Hannak**



The World of Books Ltd.

Stalag VIII B/344

Erlebnisbericht



CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Hannak, Elfriede:

Stalag VIII B, 344 : (Lamsdorf, Oberschlesien)/

Elfriede Hannak. - Worms : The World of Books Ltd., 1984

ISBN 3-88325-323-5

A

1,042.994

© Copyright 1984 by The World of Books Ltd., London
- Alle Rechte vorbehalten -

Umschlagentwurf: Petra Klein

R

Einleitung

Sollte ich dieses Buch irgendjemandem widmen, dann käme für mich ohne Überlegung einzig und allein nur Captain Dakers in Betracht. Captain Dakers!, Methodisten-Geistlicher aus Melbourne (Australien). Er war - wie alle anderen - auch Gefangener eines deutschen Lagers, Fels im Meer, mit wachen Augen und Sinnen. Er hätte Moses sein können und die Menschen aus sandiger, dornenverstrüppter Wüste führen zu neuen Ufern hin, zu Quellen des Lebens, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Er liebte alle Menschen dieser Erde, gleich welcher Konfession, Hautfarbe und Nationalität sie auch immer sein mochten, verabscheute Gewalt, Verbrechen und Tötung.

Wahrlich ein Mensch in Größe und Format.



Stalag VIII B, später 344, Mannschaftsstelllager für allierte Kriegsgefangene, Lamsdorf/Oberschlesien. Hohe Umzäunung - Stacheldraht - Wachtürme - Wachtposten! Die erste Bekanntschaft, das erste Sehen mit diesen teils flachbehelmtten, teils kappitragenden Gefangenen, deren Gestalt eine khakifarbene bräunliche Uniform umspannte, machte ich über den Gartenzaun meiner einstigen ostdeutschen Heimat hinweg. Da kamen sie an, in lange Güterzugwagen gepreßt, verfrachtet, in einen für sie noch unbekanntten und ungewohnten Zukunftsabschnitt der da Gefangenschaft hieß im damals gefürchtet bösen Nazi-Deutschland. Sie würden später nach Einlieferung in's Gefangenenlager und den damit verbundenen Formalitätsablauf auf dem Rücken ihrer Uniform das Wort "Prisoner" Gefangener tragen, das wüßten sie bestimmt alle, ebenso, daß der Weg von der Kanalküste bis hinein in den Osten Deutschlands ein weiter war und Fluchtgedanken und -absichten ein beschwerliches Unterfangen sein würde und konnte.



Sommer 1942! Flirrende Hitze lag über dem Land. Des Himmels Blau wölbte sich von Richtung zu Richtung. Ich stand vor unserem, von meiner Schwester und mir benutzten Kleiderschrank und holte mein gutes, in jenen Tagen auf Punktkarten erworbenes Kleid heraus. Meine dunkelblaue Tasche mit der Überweisung des Arbeitsamtes unserer Kreisstadt stand schon bereit und wartete darauf, auf Reise zu gehen. Keine große Würde es sein, oh nein, sondern nur ein kleines Stück, eine Bahnstation von meinem Elternhaus entfernt, würde mich der Personenzug tragen. Über Wiesen und Felder hinweg. Als Schulkind war ich bereits ein- oder zweimal an jenem Ort gewesen, der Name war mir geläufig. Damals ging es zu Fuß dorthin, ein Schulausflug sozusagen, mit lustiger Kinderschar, die diesmal nicht die Schultasche, sondern nur ihren Tagesproviant zu tragen hatte: Belegte Brote und vielleicht ein hartgekochtes Ei. Natürlich auch einen kühlen Trunk. Der durfte bei der sommerlichen Hitze nicht fehlen. Das ane Mal setzten sich die Füße gemeinsam mit denen meiner Eltern in Bewegung, wobei auch meine Schwester und mein jüngerer Bruder zugegen waren. Wieder strebten wir jenem Ort entgegen, um einen Blick auf den damals noch recht still liegenden und nur von Zeit zu Zeit benutzten Truppenübungsplatz und den davorgelagerten Heldengedenkfriedhof zu werfen. Eine großangelegte letzte Ruhestätte für Tausende ehemaliger Kriegsteilnehmer verschiedener Nationen der Jahre 1870/71 und 1914/18. Verschiedentlich kamen auch Delegationen angereist, ausländische Delegationen mit Kränzen, um sie an dem großen Ehrenmal niederzulegen. Der Leser dieser Zeilen, sollte es überhaupt einen geben, wird eventuell schon ungeduldig ob meiner soeben erwähnten Nebensächlichkeiten auf das eigentliche Geschehen, Erlebtes, warten. Das

wäre sein gutes Recht. Aber, es ist nicht immer so - auch nicht einmal bei einem Erlebnisbericht aus vergangenen Kriegstagen - daß Anfang, Mitte und Ende des Geschriebenen nur Züge großer Spannungen, großer Erlebnisse tragen müssen, nur hochkarätiges zu bieten hätten. Wo geschrieben wird, gibt es auch viel Beiwerk, daß weiß bestimmt einjeder und - das sollte erlaubt sein.

Der Zug hatte mich an's Ziel gebracht, ich mußte aussteigen. Klopfenden Herzens tat ich das. Die Erwartung war groß. Würde ich überhaupt dorthin passen, wohin man mich dirigierte? Was erwartete mich, was kam auf mich zu an Menschen, Material und Neuem? Würde ich das überhaupt seelisch gut verarbeiten können? Ich war ein äußerst sensibler Mensch und hatte bei stets Gewohntem schon immer ein zu lebhaftes Herzklopfen, geschweige denn bei Ungewohntem. Der Weg hin bis zum Kriegsgefangenenlager führte über eine saubere, breitangelegte Straße, vorbei am bereits gekannten und besuchten Heldengedenkfriedhof. Auch konnte man die Waldwege benutzen, aber da hinauf traute ich mich an jenem Tage noch nicht. Erst später tat ich das und in Gesellschaft von ebenfalls dorthin Beorderten. Große Ruhe, ein unendlicher Friede lag auf den Wegen. Nur das Rauschen der Waldbäume konnte man hören und ab und zu ein Vogelstimmen in der mittäglichen Sonnenglut. Nach ungefähr halbstündiger Fußtripperei führte ein rechtsseitig angelegter Weg zu einem Schilderhaus, zur Wache. Ich fragte den Wachhabenden, ob ich hier richtig wäre und zog die Zuweisung des Arbeitsamtes aus meiner Handtasche. "Nein", entgegnete er, "noch nicht ganz, aber auf dem besten Wege nach dort." Ich hatte noch durch's ganze Truppenübungsgelände zu laufen, an einfach-simplen Holzbaracken vorbei, aber auch ein- oder zwei Steinhäuser zeigten

sich. Dann war der Lagerdurchgang zu Ende. Auf einem schmal ausgetretenen Stege, einem sogenannten Trampelpfad, hörte ich die ersten Klänge von Dudelsackmusik. Da wußte ich, daß meine Schritte auf dem richtigen Wege waren. Meine Blicke erspähten abermals ein Schilderhaus, diesmal ein weit bescheideneres und kleineres, als es das erste gewesen sein mochte. Auch eine Barriere war davor und ein Soldat dahinter. Wiederum mußte ich mein Vorhaben zu Gehör bringen. Ich wurde daraufhin in's Wachhäuschen geschickt, um abermals dasselbe zu wiederholen. Der Uniformierte griff zum Telefon, während leise Musik aus einem Volksempfänger ertönte. Ja, nun war ich richtig! Ich hatte über einen schmalen Weg an Blumenbeeten vorbei in eine niedrige, lange Steinbaracke zu treten. Ich erblickte rechts eine Tür und ein lose hängendes Schild mit der Aufschrift: "Nicht stören - Offiziersbesprechung!" Und auf der Tür selbst Ic darauf. Was das Ic zu bedeuten hatte, sollte ich ungefähr eine halbe Stunde später erfahren. Plötzlich ging die Tür auf, ein Soldat mit Akten in der Hand kam heraus und bat mich, mit ihm durch die Flügeltür zu treten. Beiläufig erwähnte er, daß ich schon erwartet würde, man brauchte eine tüchtige Schreiberin, die nicht nur gut mit der Maschine umzugehen wüßte, sondern auch flott zu stenographieren verstünde. Ich glaubte, beides einigermaßen im Griff zu haben. In dem halbhoher Büro waren drei lange Tische und ein Schreibmaschinentischchen mit einer Continental-Maschine darauf, untergebracht. Ich sah viele Akten, einen Aktenschrank und mehrere Soldaten geschäftig hin- und hereilen. Plötzlich ging ein Wandschiebetürdurchlaß auf und ich wurde in den Offiziersraum gebeten. Der vorher so freundliche Soldat begleitete mich bis vor die Tür. Natürlich war es in jenen Tagen so, daß man mit dem Staats-

gruß "Heil Hitler!" grüßte. Eine andere Grußform bei Behörden oder öffentlichen Einrichtungen hervorzubringen, hätte man sich gar nicht erst getraut und kam einem wohl auch nicht in den Sinn. Dadurch, daß dieser Gruß zu oft gebraucht wurde, war er längst zur grauen Monotonie, zur Einförmigkeit geworden. "Heil Hitler!" erwiderte der Offizier laut meinen Gruß. Er war ein Mann mittlerer Jahre, mit einem für meine damaligen Begriffe zu glänzendem, verfetteten Gesicht, sein Körperumfang ließ Wohlgenährtheit erkennen. Er war von stattlicher Größe, die Uniformbrust dekorierte das Eiserne Kreuz I. Klasse und ein Sportabzeichen. Ich überreichte ihm die Zuweisung meines Arbeitsamtes, worauf er mir einen Sessel anbot. Stenogrammblock und Bleistift hatte zuvor der Soldat schon feinsäuberlich auf den Schreibtisch gelegt. Gleich darauf erblickte ich in der Hand des Hauptmanns ein sehr dickes Buch und schon hörte ich seine Stimme sagen: "das ist die Genfer Konvention, für uns hier im Gefangenenlager sozusagen die Bibel!" Er diktierte mir einen Ausschnitt daraus, nicht zu langsam, aber auch nicht zu schnell. Diesen hatte ich in die Schreibmaschine zu übertragen. Ich konnte das, es ging alles glatt ab.

Ein Unteroffizier, seines Zeichens Bürovorsteher auf militärisch, nahm mir bald darauf das Geschriebene ab und brachte es persönlich in's Offiziersbüro. Daraufhin hatte ich nochmals in dieses zu gehen. Hauptmann Brinkmann sagte mir kurz und knapp, daß ich den Dienst hier antreten könne, und zwar schon morgen, Freitag, früh 8.00 Uhr, und daß das Ic hier - Spionage-Abwehr - bedeuten würde. "Spionage-Abwehr"?, ging es mir durch den Kopf und schemenhaft geisterte Mata Hari durch mein Gehirn. Ja, von ihr hatte ich schon gehört und auch gelesen. Aber Mata Hari war und blieb Mata Hari ich dagegen

nur eine kleine Schreiberin, die auf Anordnung des Arbeitsamtes hierher verfrachtet wurde. Ich hätte auch gar keine sein mögen und - können. Rückläufig erinnere ich mich noch sehr genau, daß mir der Freitag-Termin überhaupt nicht paßte und ich über's Wochenende noch nicht in die sogenannte Militärmaschinerie eingespannt werden wollte. Da meine Mutter bereits zu jener Zeit verstorben war, teilte ich dies auch Hauptmann Brinkmann mit und daß ich über's Wochenende daheim noch Arbeit hätte. Das stimmte aber nicht so genau, da ja meine bereits ältere Schwester die meiste Hausarbeit verrichtete. Ich lediglich nur über Freitag und Samstag noch frei sein wollte. Der Hauptmann akzeptierte meinen gespielten Vorwand nur widerwillig. Montag, früh 8.00 Uhr, wollte ich hier meinen Dienst beginnen. Das wurde dann auch so abgemacht.

Montag-Morgen! Um 1/4 8.00 Uhr stand ich schon vor der Baracke zum Antritt bereit. Was würde mich an diesem Tage, am ersten Tage meines Dienstes erwarten? Ich hatte großes Herzklopfen. Die Eingangstür zur Baracke war weit geöffnet, ebenso die dahintergelegene Flügeltür. Ich erspähte Gefangene, mit Besen und Eimer, die mit der Säuberung der Baracke beschäftigt waren. Brav und höflich, wie ich erzogen war, stand ich vor dieser Tür und traute mich nicht hinein in den Dienstraum, da ja bis zum normalen Dienstbeginn noch dreiviertel Stunde an Zeit fehlte. Da ich auf den Verkehrsplan der Eisenbahn angewiesen war, ließ sich die morgendliche Zeit des Hier-Erscheinens nicht anders einrichten. Zumindest nicht gleich am Anfang.

Wie ich mich gegenüber Gefangenen verhalten sollte, wußte ich nicht. Gleich würden sie mit der Reinigung fertig sein und an mir vorübergehen. Sollte ich da die Augen

niederschlagen und so tun, als würde ich sie nicht sehen, nicht wahrnehmen oder aber sie anblicken? Ich wußte es nicht. Aber plötzlich suggerierte mir ein menschliches Gefühl, sie anzuschauen. Sollten sie grüßten oder nur mit dem Kopfe nicken und somit einen Gruß andeuten, ich diesen auch erwidern würde. Und so war es dann auch.

Aber noch am gleichen Tage wurde ich von Hauptmann Brinkmann belehrt, daß jeglicher Kontakt mit und zu den Gefangenen zu unterbleiben hätte, auch der des Grußes. So wurde in jener Zeit ein Feindbild geschaffen, hier und wohl auch überall in der Welt. Liberalität in dieser Richtung hin war nicht erwünscht, nicht gestattet, hingegen Autoritätsdenken ein großer Begriff. Mit Gefangenen, die Zugang zu unseren Büros hatten, wurde natürlich freundlicher verfahren, sie grüßten, wenn sie hereinkamen und man erwiderte ihren Gruß. Aber außerhalb der Dienststelle hatte wieder alles tabu zu sein, man sah sich nicht, man kannte sich nicht, auch wenn die Gegenwart fast vor den Füßen stand. So war das damals.

Kurz vor acht Uhr morgens wurde es in den Lagerbaracken lebendig. So auch bei uns. Die Soldaten kamen, die Zivilangestellten kamen. Die einen stumm und nachdenklich, die anderen mit einem Gespräch auf den Lippen. Gleich würde der Dienst beginnen, die Geschäftigkeit, und die Militärmaschinerie in Gang bringen, zumindest was hier im Gefangenenlager in Gang zu bringen war und zu bewegen. Telefongespräche würden rollen, Akten hin- und hergeschoben, von einem Büro zum anderen, Anordnungen getroffen werden, für die einen zu Gunsten, die anderen zu Ungunsten, so, wie es nun einmal und wohl auch überall in der Welt war und ist.

Da war er wieder, da kam er wieder, der freundliche Soldat von vergangener Woche, meinem Vorstellungstage

hier. Ich passierte gleich ihm die Flügeltür und war im Büro. Beiläufig meinte er, daß ich doch längst schon in diesem sein könnte und nicht hätte solange draußen vor der Tür zu stehen brauchen, wo ich doch nun hierher gehörte. Während er meine Tasche abnahm, um sie in ein Fach des hier gegenwärtigen Spindes zu stellen, nahm ich derweil auf dem Stuhle vor dem Schreibmaschinentisch Platz. Dieser stand ganz in der Nähe des weitgeöffneten Fensters. Hier also würde ich sitzen und arbeiten, eine wunderschöne Aussicht haben, auf Bäume und Blumenbeete blicken, die Sonne sehen, ihre Strahlen genießen und die Vögel zwitschern hören. Was wollte ich mehr? Im Gegensatz zu den Gefangenen hatte ich es gut.

Unser Dienstraum füllte sich mit Leben, mehr und mehr. Ich zählte fünf Mitarbeiter, Soldaten.

Punkt acht Uhr morgens! Der Dienst konnte beginnen. Auch für mich, den Neuanfänger, war schon Arbeit da. Nicht etwa schwindelerregende, oh nein, ich hatte nur den Bereitschaftsdienstplan für die Mittagszeit abzuschreiben. Vorgeschrieben war er schon.

In der neunten Stunde dieses Morgens wurde es auch lebendig im Offiziersbüro. Ich merkte sofort, daß die Gestalten der Soldaten sich strafften, sich herrichteten zum "zackigen" Morgengruß ihren Vorgesetzten gegenüber. Hier wurde am breiten Ledergürtel, am Schloßkoppel herumgenestelt, dort am Uniformzipfel der Soldatenjacke gezogen, nach den sauberlich, kurzgeschnittenen Haaren gegriffen, noch ein eventuell vorhandenes Stäubchen von der Uniform entfernt, auf Schuhe oder Stiefel geblickt.

Das Wandschiebetürchen wurde geöffnet. Für den Bruchteil von Sekunden erblickte ich den Kopf von Hauptmann Brinkmann, der gleich darauf wieder hinter dem Durchlaß verschwand. Er verlangte nach mir, ich

wurde in sein Büro gebeten. Mit Stenogrammblock und Bleistift. Diesmal stand neben seinem Schreibtisch ein Stuhl. Ein Stuhl mit Polsterung, einer abgewetzten natürlich, auf dem ich Platz zu nehmen hatte. Das Diktat begann. Es ging um die Frischfleischversorgung der Kriegsgefangenen. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich das Wort "veterinär" zu schreiben. Die Arbeit hier würde vielseitig sein, das merkte ich sofort. Ein weites Feld, ein breites Spectrum würde sich erschließen. Auf die Arbeit freute ich mich. Und wenn man Freude empfindet, konnte man sich auch einleben. Aber ein Problem hatte ich. Von Anfang an: Ich mochte Hauptmann Brinkmann nicht, - nicht sonderlich. Er war mir zu arrogant, noch eine Spur arroganter, als es ohnehin die eigentliche Arroganz schon ausmacht. Und das störte mich, ganz wesentlich sogar. Am liebsten hätte ich ihn ignoriert, gestrichen aus der Ic, weggezaubert. Aber das ging natürlich nicht. Erfreulicherweise merkte ich aber bald darauf, daß ich nicht stets und ständig um ihn zu sein brauchte, sondern daß mir ein Teil der zu erledigenden Arbeiten vom militärischen Bürovorsteher zugewiesen wurde, zu meiner Erleichterung.

Schon am ersten Arbeitstage merkte ich, daß alle Soldaten den gleichen Geruch an sich hatten: ihre Stiefel rochen gleich, ihre Uniformen rochen gleich. Noch ein wenig mehr an Stiefelwichse, ein Qäntchen mehr an Desinfektion ihrer "Staatsbekleidung", und der sogenannte Gegner hätte sie ohne weiteres und ohne Anstrengung im Schützengraben oder sonst irgendwo als "Geruchsmännchen" ausmachen können. - Aber das wäre rein übertrieben!

Die Tage flossen dahin, von Arbeit und Dudelsackmusik begleitet. Eines Tages erblickte ich Schotten in ihrem Kilt, dem Schottenrock. Natürlich hatte ich Schotten

schon in ihrer Landestracht gesehen, aber nur im Bild. Hier aber sah ich sie in Wirklichkeit. Was wäre der Schotte schon ohne sein geliebtes kurzes Röckchen, ohne seine Bergwelt, die Flüsse und die Schafe? Eben kein Schotte! Die Dudelsackmusik gehörte natürlich dazu. Hier im Lager bekamen wir sie frei geliefert, oft von morgens bis abends. Man gewöhnte sich daran.

Nun hatte ich eine tägliche, morgendliche Begleiterin gefunden: Gundula. Gundula kam aus feinem Hause unserer Kreisstadt und war etwas jünger als ich. Obwohl von verschiedenen Charakteren gezeichnet, vertrugen wir uns recht gut. Wir respektierten uns gegenseitig auf eine Weise, daß jeder jedem sein eigenes "Ich" beließ. Und damit sein eigenes Leben. Mein Vater hatte mich und meine Geschwister gelehrt, daß jeder Mensch nach seiner eigenen Fassung selig werden würde. Und das hatte ich begriffen! Nur eines hatten wir gemeinsam: Wir waren herzkrank, Gundula und ich. Und das sollte sich auch nicht ändern. Die Krankheit klebte zäh an uns. Oft entstiegen wir morgens schon unserem Personenzuge mit butterweichen, wackligen Knien, klagten uns gegenseitig das Leid und richteten uns auch gegenseitig wieder auf, wenn es an der Zeit war. Gundulas Bruder zählte erst neunzehn Lenze, als er sein junges Leben draußen im Osten aushauchte. Und später darauf wurde auch noch ihr Vater vermißt: als Offizier am Dukla-Paß. Gundula trug diese Schicksalsschläge mit Fassung, rein äußerlich gesehen. Aber innerlich? Überhaupt gehörte sie zu jenen Menschen mit ungeheurer Willenskraft und Stärke. Man konnte sie bewundern, - ja man mußte es sogar. Da sie schon länger hier im Lager - nur einem anderen Dienststellenbereich zugeordnet war, konnte sie mich daher auf dieses und jenes aufmerksam machen, was ich als Neuling noch nicht wußte.

Ich war ihr dankbar dafür. Gundula war eine richtige Arbeitsbiene und ging an jede der ihr gestellten Aufgaben mit Eifer und Elan heran. Ihr Arbeitswille war identisch mit dem ihrer Dienststelle, die die Bezeichnung "Arbeits-einsatz" trug. Ihr Büro, das sie mit einigen Mitarbeitern, Militärs natürlich, wie es zur damaligen Zeit üblich war, teilte, lag schnurgerade aufgereiht zwei oder drei Räume entfernt von den Arbeitsräumen des Lagerkommandanten. Später kamen auch noch zwei Mitarbeiterinnen hinzu.

Wir hatten einen neuen Schreiber bekommen: Johannes! Johannes war ein Mann Anfang der dreißiger Jahre, weißblond und hatte einige Semester Jura studiert. Er war von jener feinen Zurückhaltung, die wir leider nur allzuoft bei Menschen vermissen. Ich war sichtlich froh, noch einen "Schreiberling" ganz in meiner Nähe zu wissen. Er möge mir diesen Ausdruck, "Schreiberling" verzeihen, sollte er noch am Leben sein. Johannes wurde der erste Schreiber der Ic. Er würde wohl oft mit Sachen militärischer Geheimhaltung betraut werden, die man mir als so junges Mädchen nicht anvertrauen wollte. Aber ich war nie neugierig, wenn Johannes seine Berichte zu schreiben hatte, und es wäre mir nie in den Sinn gekommen, auch nur einen Blick, wenn auch nur einen kurzen, auf sein Geschriebenes zu werfen. Anders war da schon ein Gefreiter meines Heimatortes, der ebenfalls hier im Lager seinen Dienst zu leisten hatte. Später, als Johannes nicht mehr bei uns war und nach Jugoslawien abkommandiert wurde, machte man mich zur ersten Schreiberin der Ic. Das schien jenem Gefreiten recht zu sein. Kam er über Mittag in unser Büro, dann hatte er nichts eiligeres zu tun, als schnurstracks auf meine Schreibmaschine zuzusteuern, um einen Blick auf das in der Maschine steckende Briefpapier zu

werfen und gierigen Blickes auch wenn nur einige Wortfetzen zu erhaschen. Ich hatte meist über Mittag zu arbeiten, und das wußte er. Muß es gewußt haben, weil er häufig oft über die Mittagsstunde unser Büro passierte. Aber meist war ich schneller wie er: ich drehte die Schreibmaschinenwalze zurück, blitzschnell natürlich, so daß von dem Geschriebenen nichts mehr zu sehen war. Erzählt habe ich niemanden davon. In meinem Heimatort galt jener ältere Gefreite als Erz-Kommunist, jedenfalls sprach man so. Wie ich nach Kriegsende erfuhr, sollte er sich übel gegen Deutsche ausgenommen haben, obwohl er doch selbst einer war. Nun, zur Ehre würde es ihm nicht reichen.

Es kamen viele Gefangene in's Lager. Mehr und mehr wurden sie eingeliefert. Stundenlang dauerte die Durchsichtung und ebenfalls stundenlang die Registrierung derselben und das Fotografieren. Das Lager mußte auf Zusatz eingestellt werden. Ebenfalls wuchs auch die Zahl der Zivilangestellten. Dolmetscher und Dolmetscherinnen - letztere in der Mehrzahl - kamen aus allen Landesteilen des Deutschen Reiches angereist. Im großen, halbhochverschlagenen PÜ.-Raum - Postüberwachungsraum - wurden sie untergebracht, gleich hinter der Ic. Sie hatten alle eingehende und ausgehende Post der Kriegsgefangenen einer systematischen Kontrolle zu unterziehen. Auch die Zahl der weiblichen Hilfskräfte wuchs beständig. Sie kamen aus den verschiedensten Berufen, die meisten unter ihnen waren Verkäuferinnen, aber auch Berufslose, sogar recht viele, stießen zu uns: Verheiratete und Unverheiratete. Die sogenannten Schnitzeltische, an denen die Briefe geöffnet wurden, waren immer dichter besetzt. Sie standen im linksseitigen Gang der Lagerbaracke, frank und frei. Das hatte zur Folge daß ein ewiges Stimmengewirr, Lachen sowie alle anderen Geräusche zu uns herüber-

drangen. Aber auch fast die ganze Steinbaracke mit ihren meist nur halbhoher Raumabgrenzungen war ein einziger Unruheherd, mit Schreibmaschinengeklapper, Stimmen und ewigem Kommen und Gehen.

Hauptmann Nietzsche, Schullehrer von Beruf - ein besonders gefühlsbetonter Mensch - war von der Reise und Kontrolle einzelner Arbeitskommandos zurückgekehrt. Das bedeutete für mich zusätzliche Arbeit: Reiseberichte schreiben. Er diktierte sie mir in den Stenogrammblock. Zwischendurch erzählte er schon manchmal Privates, heute Einzelheiten aus dem damals angelaufenen Film: "Die goldene Stadt." Er hatte eine Tochter, die mit achtzehn Jahren einen jungen Offizier heiratete, um mit genau neunzehn schon wieder Witwe zu sein. "Gefallen auf dem Felde der Ehre!", hieß es damals. Hauptmann Nietzsche hatte Tränen in den Augen, wenn er davon sprach.

Gefreiter Habicht, Bildhauer von Beruf und Arztsohn aus dem Sudetenland, wurde in unserer Dienststelle zum einzigen Unruheherd. Aus den Gesichtern meiner Mitarbeiter konnte ich Unmut ablesen, großen Unmut sogar. Gefreiter Habicht lief wie ein gefangengehaltenes Tier, meist mit verschränkten Armen hinter dem Rücken, den nur einzigen Gang unseres Büroraumes auf und ab und immer wieder hin und her - zurück, so wie es seine Zeit erlaubte.

Wielange würde er dies noch tun und durchhalten? Es war nicht nur das Laufen, was erheblich störte, nein, hinzu kamen auch noch Worte, wohl kritischer Art und Form, die uns allen aber meist unverständlich blieben. Sie gingen in seinem eigenen Gebrumm unter. Selbst beim Arbeiten schimpfte er noch vor sich hin. Gefreiter Habicht war unzufrieden. Sein Widerspruchsgeist schien erwacht zu sein, erwacht gegen dieses und jenes und wohl auch alles. Er

hätte wohl lieber daheim gesessen, den Stein modelliert, bearbeitet, ihm Form, Gestalt und Leben gegeben. Aber, das wollten wohl viele, ihr eigenes Leben führen. Und konnten es nicht. Bedauerlicherweise! Es war Krieg! Der Druck, die Macht kam von oben. Man brauchte dich! Du würdest vermutlich noch lange in Grau gekleidet sein, Uniform, Stiefel, Stahlhelm, Käppi, Gasmasken, Koppel, Pistole und Gewehr tragen. Wer weiß, wie lange noch? Und wüßtest du es, vielleicht würdest du dich wundern. Ein Jahr noch, ein weiteres, und ein drittes dazu? Vielleicht gar ein viertes, ein fünftes? Immer von daheim weg! Das solltest du gewußt haben, Gefreiter Habicht, als man dich zu den Fahnen rief. Von Anfang an! Keine Illusionen.

Denn die Wirklichkeit war anders, hart gepflastert, mit viel Grau. Alle die verlor'nen Wünsche, kannst du nur im Traum beschaun!

Aber lange sollte er nicht mehr bei uns sein, er wurde abkommandiert, mit anderen Aufgaben betraut. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört.

Hauptmann Metz kam von einer Dienstreise zurück. Er hatte ebenfalls Arbeitskommandos besucht, wie zuvor Hauptmann Nietzsche. Von Turnus zu Turnus wurden diese durchgeführt. Es mußte nach dem Rechten gesehen, nach Unterbringung, Gesundheitszustand der Gefangenen geforscht werden. Und nach Arbeitsmoral. Auch das Essen wurde kontrolliert und einer Prüfung unterzogen. Das war man schließlich den Gefangenen schuldig, wollte man die Bedingungen der Genfer Konvention erfüllen. Und die mußten eingehalten werden.

Hauptmann Metz war schon einmal verwitwet gewesen. "Eine unumstößliche Tatsache, mit der man fertig werden, sich abfinden muß!", pflegte er stets zu sagen, wenn

er auf dieses Thema zu sprechen kam. Aber, er hatte sich wieder neu vermählt und zwei Töchter daheim, eine große aus erster Ehe und eine kleine aus zweiter.

"Sie schreiben wie aus der Pistole geschossen!", meinte er einmal beiläufig während des Diktierens in die Schreibmaschine. Das merkte ich schon gar nicht mehr. Ich hatte viel und ausgedehnt zu schreiben: Reise- und Kontrollberichte, Fluchtmeldungen, Tagespläne, Gottesdienstaufstellungen innerhalb der vielen Arbeitskommandos, die das Lager unterhielt, Auswertung englischer Briefpost, Gefangenenbeschwerden innerhalb des Lagers und einiges mehr.

Nun ja, Johannes, unser erster Schreiber, bekam mehr Einsicht in all' die Dinge, die über die Ic abgewickelt wurden. Stenografieren konnte er nicht, nahm alle die ihm diktierten Texte in Langschrift auf. Dabei bediente er sich einer Schreibweise, die nur aus Längsstrichen, aus unendlich langen, mit gelegentlich dazwischengestreuten Auf- und Abwärtsschnörkeln bestand.

Unser neuer Gefreiter, der den Platz von Gefreiter Habicht einnahm, war ein ruhig-symphatischer Mann. Er war immer freundlich und liebenswürdig. Das war er wohl seinem Beruf schuldig. Er kam aus der Gastronomie. Es wunderte daher sehr, daß er weder rauchte noch trank. Nur eine einzige Schwäche kannte er: Die zur Süßware! Seine Bonbontüten lagen ewig hinter oder zwischen den Aktenordnern versteckt. Immer, wenn er diese zwecks Einsichtnahme und Bearbeitung hervorholte, wurde ein Griff in die jeweilige Bonbontüte fällig. Er trug einen Familiennamen, der dem des ehemaligen französischen Marschalls Petain ähnelte. Marschall Petain war jetzt nicht nur allein für Frankreich zuständig, nein, er hatte quasi auch Einzug in unsere Dienststelle gehalten. "Marschall Pe-

tain!“, tönte es immer wieder durch unsere Diensträume. Marschall Petain hier - und Marschall Petain dort. Der Gefreite quittierte es mit Lächeln. Aber allzulange sollte er sich dieses Namens nicht erfreuen. Er bekam einen Gestellungsbefehl nach Osten. Noch einmal - ein letztes Mal - trat er seinen wohlverdienten Heimaturlaub an. Danach hieß es an die Front. Nur nach 14-tägigem Einsatz fiel er in Rußland. Seine einzige Schwester ließ unserer Dienststelle eine Nachricht über sein Ableben zukommen. Armer, kleiner, dem Wesen nach so großer Marschall Petain! Er hatte das nicht mehr erreicht, was er so nebenbei wollte: Uns alle nach Kriegsende wiedersehen; er hatte ein Treffen in seiner Gaststätte geplant.

„Eins - zwei - drei - vier! Eins - zwei - drei - vier! Lebe wohl du kleine Monika!“, tönte es aus oft rauhen Männerkehlen am Lager vorbei. Ein Trupp deutscher Soldaten, mitunter auch nicht mehr kriegsverwendungsfähig, marschierte vorüber. „Lebe wohl, du kleine Monika!“ Oft waren sie schon älter und ihre Frauen daheim mögen alles andere als Monika geheißen haben. Wohl eher Maria, Martha, Anna. Hier und überall dort, wo man dieses Lied sang, war Monika zur Symbol-Figur geworden. Die kleine Monika!

Die Trinkmilchversorgung deutscher Gefangener in Afrika war blockiert worden. Mir wurde ein Brief an die Englische Regierung, König Georg VI, diktiert. Dieser sollte über das Internationale Rote Kreuz, Genf, an die betreffende Regierung weitergeleitet und abgewickelt werden. Die Deutschen drohten mit Repressalien, mit Gegenmaßnahmen. Sie wollten es nicht hinnehmen und Gleiches mit Gleichem vergelten; ebenfalls blockieren. Nur daß es in diesem Falle die Engländer betreffen würde.

„Gehe nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen

wirst!“, war in der Zwischenzeit unser aller Sprichwort geworden. Ganz besonders aber das von Johannes. Diesmal aber mußte er gehen, er wollte sein Urlaubsgesuch einreichen, und Urlaub wollte er haben. Drum war ein Gang zu „seinem Fürst“ notwendig. Johannes bekam auch Urlaub und reiste freudestrahlend nach Wien. Er wollte die Stadt an der Donau kennenlernen. War es etwa ein Wink des Schicksals, das ihn dorthin berief? Als er hinfuhr, war er noch unbeweibt, zurück sollte er aber verlobt kommen. Das löste bei unserer Dienststelle ein riesiges Gelächter aus, ein gutgemeintes natürlich, als Johannes davon erzählte und seinen Verlobungsring zeigte. Man sollte es nicht glauben, Johannes war verlobt. Dieser einstens so eingefleischte Junggeselle mittlerer Jahre hatte sich gebunden. Seine Verlobte war etwa kein x-beliebiges Mädchen, oh nein, sie war eine bekannte österreichische Konzertsängerin mit allerfeinstem Ahnenstammbaum. Ihr Ahnenpaß trug die goldene Krone eines der bekanntesten deutschen Adelsgeschlechter. Auch ich hatte die Ehre, sie in allernächster Zeit kennenzulernen. Johannes heiratete bald darauf seine Lisa. Lisa mietete sich nach erfolgter Eheschließung in einem unserer Gasthöfe ein, unweit von meinem Elternhaus. Ich bekam den Auftrag von Johannes, Lisa mit Nachrichten von ihm zu versorgen; sozusagen wurde ich Kurier zweier Frisch-Vermählter. Ich tat es gern. Lisa wußte viel zu erzählen, war überhaupt nicht eingebildet. Ich hörte Neuigkeiten über diese und jene bekannte Schauspielerin. Nun war mein Leben noch interessanter geworden. Ich war jung, ich genoß es. - In jener Zeit lernte ich auch noch innerhalb unseres Lagers einen bekannten österreichischen Operettenkomponisten kennen, wenn auch nur ganz kurz, ich möchte sagen nur für eine Nasenlänge.

Eine neue Kraft kam zu uns in die Ic, aber nicht in unser Büro, sondern in das außerhalb der Flügeltür. Sie kam aus diesem Fache, blieb aber aus mir unbekanntem Gründen nicht lange in jenem Büro, sondern setzte sich an einen der Schnitzeltische draußen auf dem Flur. Dort hatte sie wohl mehr Freiheit, wie sie gemeint haben mochte. Beim Öffnen der Briefe konnte nämlich geschwätzt und erzählt werden. Vielleicht mochte sie das lieber. Dann kam Marla, ein noch sehr junges Mädchen und nahm deren Platz ein.

Ein Trupp englischer Gefangener marschierte an unserer Baracke vorbei, ein sogenannter Arbeitstrupp. Nichts Außergewöhnliches in jenen Kriegstagen. In den Reihen dieses Trupps war ein junger Gefangener mit brandrotem Haar, das sofort auffiel. Natürlich hatte er, wie die meisten Träger dieser Haarfarbe, ein schneeweißes Porzellanengesicht. Sommersprossen konnte ich ob der einigen Meter betragenden Entfernung nicht erkennen. Aber, sie würden wohl vorhanden gewesen sein. Seine Uniform war sauber, er sah gepflegt aus. Bei meinem zufälligem Aufblick nickte er freundlich mit dem Kopfe in mein Fenster hinein. Es sollte wohl ein Gruß sein. Das ging so über Wochen und Monate hinweg: Immer das gleiche, freundliches Kopfnicken. Ich gab dem Gefangenen einen Namen, heimlich natürlich. Ich nannte ihn "Glenn, die Morgenröte!" Eines Tages wurde ein Gefangener des englischen Geheimdienstes Secret Service bei uns entdeckt, der Kurierdienste innerhalb des Lagers leistete. Er wurde daraufhin zurückgenommen.

Morris, bis Kriegsbeginn Student an der Universität Edinburg, trat in unseren Dienstraum, unter seinem Arm einen Schnellhefter mit Papieren. Morris war von kleiner, Statur, blond und Schotte. Er hatte kühle, hellblaue Au-

gen. Sie mochten wohl an die kalten Gebirgswässer Schottlands erinnern. Morris kam immer zu uns, die ganzen Jahre hindurch. Er grüßte wenn er eintrat und verabschiedete sich entweder mit "good-bye" oder "good afternoon", wenn er wieder ging. Sein Ausdruck war kurz und knapp, persönlich wurde er nie.

Es wurde Geld gesammelt. Der Lagerkommandant, seines Zeichens Korvettenkapitän aus Wien, wie bekannt war, stand vor seinem Geburtstag. Kommandant Giel war von imposanter Erscheinung, trug ein Monokel und hatte stets seine gefleckte Dogge bei sich. Er soll oft Gast bei dem Grafen meiner Heimat gewesen sein, was ich mir gut vorstellen konnte. Er war ein gebildeter, freundlicher Mann und konnte sich sehen lassen. Einige Tage nach seinem Geburtstag wurde an einem frühen Nachmittage die Tür unseres Büroraumes aufgerissen und kein Geringerer als Kommandant Giel trat hindurch. Ich hörte ein "Achtung!" rufen und sämtliche anwesenden Soldaten schnellten in die Höhe und standen kerzengerade, gleich Wachfiguren im Kabinett, hoch aufgerichtet da. Natürlich riß auch der Ruf "Achtung!" mich gleichsam in die Höhe, auch ich schoß wie eine Rakete hoch und stand ebenfalls zur Säule erstarrt, kerzengerade im Raume, während durch mein blitzschnelles Aufstehen die zwei zusammengelegten und übereinandergeschichteten Wolldecken von meinem Stuhle herunterglitten, direkt hinter meine Beine. Der Kommandant, der dieses Bild gewahrte, winkte daraufhin schnell ab, als er mich ebenso aufgerichtet wie ein Soldat, erblickte. Ich durfte mich wieder setzen, die zwei herabgefallenen Wolldecken aber ließ ich vorerst auf dem Boden liegen. Er kam zu meinem Stuhle und bedankte sich für das Geburtstagsgeschenk. An diesem Nachmittage aber wurde nur noch gelacht, ich kicherte am aller-

meisten. Immer wieder und von neuem drauflos. Und daheim ging es weiter. - Als Kommandant Giel nicht mehr Kommandant unseres Stammlagers war und neue ihren Dienst antraten, betrat nie mehr einer unter ihnen unseren Büro- und Arbeitsraum. Auch hörte ich nie mehr etwas von einem Geburtstagsgeschenk an einen Kommandanten, denn keiner unter den Neuen konnte sich mit Kommandant Giel messen. Drum wurde auch nicht mehr gesammelt und geschenkt. Mit Kommandant Giel schien auch eine Epoche der vornehmen Eleganz zu Ende gegangen zu sein. Er und seine gefleckte Dogge paßten zueinander. Im Alleingang konnte diese schon gefürchtet sein, wenn ihre respektable Größe unverhofft und unvermutet im langen Gang der Lagerbaracke auftauchte. Aber meist war dann auch schon der Kommandant dahinter.

Feldweibel Möbius, der nur für kürzere Zeit unser Bürovorsteher war, kam aus Leipzig und war Geschäftsmann. Er hatte eine Tochter, die bei einem Fliegerangriff so unglücklich von der Treppe stürzte, daß sich bald darauf ein Rückenleiden bemerkbar machen sollte. Nun war guter Rat teuer. Er wollte unbedingt seine Tochter in einer guten, orthopädischen Klinik untergebracht wissen, wo man ihr wirklich auch nach besten Kräften helfen konnte. Eine möglichst ruhige Stadt sollte es sein. Gab es die überhaupt in jenen Tagen noch? - Eines Tages meinte Feldweibel Möbius zu mir, daß ich in meinem Leben nie etwas erreichen würde, da ich wohl von Natur aus zu gerecht wäre. Wollte ich das überhaupt? Sollte wohl angeborener Gerechtigkeitssinn im Leben zum Stolperdraht werden?

Ein Wechsel nach dem anderen ging vonstatten. Kaum hatte man sich an einen neuen Bürovorsteher gewöhnt, kam schon wieder ein anderer an die Reihe. Kommen und Gehen wurden bei uns groß geschrieben. Feldweibel Mö-

bius ging und Feldweibel Piefke kam. Aber auch er sollte nicht lange bleiben. Nun wurde das Bürovorstandsamt von Obergefreiten Albrecht übernommen, einem gemütlichen Sachsen, der bald darauf zum Unteroffizier, befördert wurde. Albrecht war verheiratet, hatte ein Kind und ein zweites sollte noch hinzukommen. Er meinte, das hätte an der guten Heideluft gelegen.

"Strich - Komma - Simmikolon, Ausrufungszeichen - Fragezeichen - Punkt!", diktierte mir der Gerichtsoffizier in den Stenogrammblock, während ich auf falschem Stuhle und falschem Büro gleich hinter der Flügeltür saß, auf dem zu späterem Zeitpunkt Marla zu sitzen hatte. "Strich - Komma - Semmikolon!" Nicht nur außerhalb eines Gefangenenlagers passierten Dinge, die gegen Gesetzmäßigkeit, Vorschriften und Ordnung verstießen, nein, auch innerhalb des Lagers der Gefangenen waren sie zugegen. Hier handelte es sich zwar um keine große Sache, nur um Geschehnisse zweier Raufbolde, Kampfhähne, mit blutigem Ausgang. Nun ja, wo Menschen, junge Menschen, unausgeorene, tagtäglich zusammensitzen, den Stacheldraht vor Augen, die Wachtürme, können sehr leicht Mechanismen der Unruhe und des gegenseitigen Hasses ausgelöst werden. Das war verständlich. Der Ordnung halber aber mußte diese Angelegenheit zu Protokoll kommen und wieder in Ordnung gebracht werden. Auch war man Rechenschaft dem Internationalen Roten Kreuz schuldig, das mindestens zweimal innerhalb eines Jahres das Gefangenenlager inspizierte und somit kontrollierte. "Strich, Komma, Punkt!" Die Sätze steigerten sich in's Unendliche hin, sie wollten und wollten kein Ende nehmen. Sich kurz, knapp und präzise auszudrücken, war nicht gerade die stärkste Seite des Gerichtsoffiziers. Sein Diktierstil umfaßte zuviel Nebensächlichkeiten, was für ihn schein-

bar unendlich wichtig schien. Eines Tages - betrat schon ein älterer Soldat unseren Dienstraum. Er hatte sich wohl diese Zeit dafür eigens ausgesucht. Er wollte mir ein Päckchen überreichen, mit Schmuck, wie er meinte. "Etwa ein Kollier, eine Kette?!", ging es mir durch den Kopf. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus und wollte natürlich dieses Päckchen nicht annehmen. Er aber bat mich darum und meinte beiläufig, daß es sich hier um Gablonzer Modeschmuck, aber auch Silberschmuck, handeln würde. Er selbst käme aus Gablonz, und da er keine Tochter hätte, wolle er mir eine Freude machen. Ich hatte den Soldat zuvor noch nie gesehen. Nun ja, viele liefen an mir vorbei, ohne daß ich ihnen Beachtung schenkte. "Was sollte ich tun?", überlegte ich hin und her. Das Päckchen annehmen oder aber die Annahme verweigern? Ich wußte es wirklich nicht. Würde ich ihn beleidigen, wenn ich das Päckchen zurückwies? Das wollte ich eigentlich nicht. Wie kam er eigentlich dazu, mir Schmuck schenken zu wollen, auch wenn es sich hier nur um Modeschmuck handelte? Da er mich aber so sehr darum bat, nahm ich schließlich das Päckchen an. Den Soldat aber sah ich nie mehr wieder.

Die Tage des Frostes und der Dämmerung waren bald in Sicht. Die Kartoffelernte wurde eingebracht. Verschiedene Arbeitstrupps der Gefangenen hatten die Aufgabe, Kartoffelmieten auszuschachten unweit unserer Lagerbaracke. "Glenn, die Morgenröte", war nicht dabei, das konnte ich sehen. Die Mieten waren von unwahrscheinlicher Länge. Wenn erst einmal die Kartoffeln darinlagen, würden sie zugeschaufelt, also mit Erdboden bedeckt werden. Stroh und getrocknetes Blattwerk von Bäumen und Sträuchern würde darüber kommen. So würden die eingelagerten Kartoffeln vor Regen, Frost und Kälte geschützt sein.

Ein Güterzug Care-Zuwendungen war angekommen. Die Waggonen standen verplombt auf dem Abstellgleis des kleinen Bahnhofs und warteten darauf, entladen zu werden. Bald würden die Kisten, Kartons, in Lastwagen kommen, durch das große Lagertor fahren, hinein zu den Gefangenen rollen. Care-Zuwendungen kamen immer wieder in's Lager, mehrmals jährlich. Die Lastwagen hatten tagelang zu fahren, die Zuwendung war reichlich, der Zahl der Gefangenen angepaßt. Um die Unterbringung zu sichern, waren eigens hierfür große Lagerräume geschaffen worden. Der Speiseplan, der alltägliche Küchensettel, würde nun um ein Vielfaches köstlicher bereichert werden, zum Wohle der Gefangenen in physischer als auch psychischer Hinsicht. Und das war gut so.

Mittag! Der Tag brachte noch etwas Wärme mit sich, zumindest in mittäglicher Stunde. Die Tür wurde geöffnet. Hinein trat ein kleiner, fast zerlumpt angezogener Junge. Schon auf den ersten Blick konnte man erraten, daß es sich hier nur um einen sogenannten Fremdarbeiter handeln konnte. In meinem Herzen hielten sich Scham und Mitleid die Waage. Scham wegen der Zerlumptheit und Mitleid wegen des Alters. Aber, wie es sich herausstellte, war jener "kleine Junge" schon 17 Jahre, ich dagegen hielt ihn erst für dreizehn oder vierzehn. Er sprach schon ein recht gutes Deutsch, freilich nur ein Plattdeutsch, so wie es die Bauern und das einfache Volk unserer Landgemeinden taten. Dieser Junge bat mich um einen Passierschein, um mit seinem Ochsespann hinein ins Gefangenenlager gelassen zu werden. Sein Gespann stand schon innerhalb des Vorlagers bereit, um Kartoffelschalen, Essens- und Speisereste, die nun einmal bei so vielen Menschen - hier Gefangenen - anfallen, abzuholen. Sein Bauer würde diese dann zwecks Viehfütterung ver-

werten. Ich fragte den Jungen nach seiner Nationalität, ob er Pole, Ukrainer oder richtiger Russe wäre. Er käme aus dem Don-Gebiet, erzählte er mir und hätte nur noch eine Mutter. Sein Vater wäre verschleppt worden, aber nicht von Deutschen, sondern von seinen eigenen Landsleuten, den Russen unter der sogenannten Stalinära. Er selbst sei nur einige Jahre zur Schule gegangen wegen des zu weiten Schulweges. Geschwister hätte er keine; seine Mutter wäre allein in Rußland zurückgeblieben. Als ich ihn fragte, ob es wahr wäre, daß Russen-Männer ihre Frauen im Wodkarausch immer wieder verprügeln und schlagen würden, antwortete er mir wortwörtlich darauf: "Och wu, die Verrückten haun' se bluß." - Diesem Junge legte ich in jener Mittagsstunde sehr ans Herz, nach Kriegsende wieder nach Rußland zurückzugehen zu seiner Mutter und sie niemals im Stich zu lassen, solange sie leben würde; denn es schien so gut wie ausgeschlossen, daß nochmals ihr Mann, also des kleinen Russen verschleppter Vater, jemals wieder aus der Verbannung an den heimischen Herd zurückkehren würde. Ob er nochmals seine Mutter wiedergesehen hat? Ich bezweifle es sehr!

Es war fast erstaunlich, in jener Zeit immer wieder zu hören, daß viele russische Gefangene den Beruf eines Facharbeiters, Werkmeisters, oder gar Ingenieurs in einem der großen Staatsbetriebe ihres Heimatlandes ausübten. Die Sowjet-Union war bestrebt, sich mehr und mehr zu industrialisieren. Andererseits geradezu erschreckend, schockierend, zu erfahren über das unendliche Leid der vielfältigen Deportationen nach Sibirien, dieser so eiskalten Zone innerhalb des so mächtigen Sowjetreiches. Hier wurde über den verschleppten Vater, dort über den Bruder oder weitere Anverwandtschaft geklagt. Die Augen der Russen sprachen dabei eine vielfältige Sprache: Seh-

sucht nach den Verschollenen und Haß und Wut auf deren Peiniger.

Ich hatte einen Gang in die Fotostelle zu machen. Ich kam selten dorthin. Heute ergab es sich so. Ein ausgefüllter, und somit bearbeiteter Personal-Gefangenenbogen mit Lichtbildern versehen - Gesichtsaufnahme bis zur Brust hin, davor die bewußte Tafel mit Gefangenennummer darauf und seitlichem Profilbild - mußte zur Bildstelle geschafft werden. In dem kleinen, recht dunklen Raume hielt sich stets der Lagerfotograf mit einigen gefangenen Engländern auf. Die Seitenwände waren mit offengehaltenen Regalen versehen, in denen sich Fotomaterial tummelte. Ein kleiner Ofen, ein richtiges schmales öfchen, sollte dem Raume Wärme spenden, aber es wurde dort nie richtig warm. Ein hochgewachsener Tommy mit blondem Haarschopf stocherte in der kargen Glut des öfchens herum, um bald darauf ein Töpfchen mit Kakao darin, auf die Feuersglut zu stellen. Als das Töpfchen mit Kakao dem Gefangenen warm genug zu sein schien, nahm er es vorsichtig von der Glut herunter und stellte es auf ein Tischchen. Er war Gentleman genug, um mir auch ein Täßchen von diesem edlen, damals in Kriegszeiten so rar gewordenem Getränk, anzubieten. Der Kakao duftete herrlich, nur er hatte einen Schönheitsfehler: Es schwammen Rußflocken darin. Ich zeigte mit dem Finger darauf. Da lachte der Engländer laut und meinte in gutem Deutsch: ""M-M-M-macht nichts, m-m-macht nichts, D-D-Dreck räumt den M-M-Magen!"

Da müßte natürlich auch ich laut lachen. Der große, blonde Tommy erzählte mir, daß er aus London und dort in einer Bank beschäftigt gewesen wäre, auch daß er stottern würde. Stottern sei etwas Besonderes, man hat es oder man hat es nicht. Er studiere eifrig die deutsche Spra-

che in der Hoffnung, diese einmal in seinem Berufe verwerten zu können. Fleißiger Tommy, das mußte man ihm lassen.

Eine Weihnachtsfeier innerhalb des Lagers sollte stattfinden. Aus unerklärlichen Gründen hatte ich keine Lust, an dieser teilzunehmen. Also fuhr ich an jenem Wintertage, wie immer, mit dem Zuge zu der gewohnten Zeit nach Hause. Morgens hatte ich zeitig aufzustehen. Um 1/4 nach 5.00 Uhr mußte ich stets mein Bett verlassen und mich herrichten für die Fahrt zur Dienststelle. Meist begleitete mich meine Schwester zum Bahnhof und sehr oft auch unsere Hauskatze, dieses silbergraue Wesen, das leider bei unserer Flucht im Januar 1945 zurückblieb. Selbst an frostigsten Wintertagen war sie Begleiterin. Die Winter des Ostens sind strenge Gesellen mit Frostblumen verschiedenster Dekorationen auf den Fensterscheiben. Aber auch diese Winter hatten ihre Sonnenseite, nämlich die, daß die wirkliche Sonne, unsere so geliebte Sommersonne, oft freizügig von einem klaren, kalten Himmel auf die Schneelast der Erde herabstrahlte. Winde blieben fast immer aus, sie waren in den östlichen Gefilden meiner Heimat nicht besonders zu Hause.

"-----auf jeden Dezember, folgt wieder ein Mai!", war zur damaligen Zeit ein Schlager in den Kehlen junger Menschen. Auch die älteren mögen davon profitiert haben, ----"auf jeden Dezember, folgt wieder ein Mai!" Und daß alles vorübergehen würde, lag klar auf der Hand. Alles geht hier vorüber, vorbei, im irdischen Leben, sowohl das Gute als auch das Schlechte und mithin Böse. Es wäre wohl auch nicht auszudenken, wenn Stillstand herrschen würde.

Major Brinkmann war in Urlaub gegangen und Hauptmann Fröhlich hatte seine Vertretung übernommen.

Hauptmann Fröhlich war ein gemütlicher Mensch. Er kannte weder Tadel noch Hetze. Ersteres hätte man eigentlich von einem Schullehrer erwarten können, aber weder ich noch die anderen Mitarbeiter hatten je etwas während der Urlaubsvertretung gespürt. Eines Morgens, gleich nachdem er den Offiziersraum betrat, meldete ich ihm, daß meine Schwester an Scharlach erkrankt sei. "Um Himmels willen!", meinte er darauf, "dann fahren Sie sofort mit dem nächsten Zuge nach Hause, noch ehe hier eine Epidemie ausbricht." Abwehrend hielt er dabei seine Hände in unmittelbarer Brusthöhe.

Meine alte Continental-Schreibmaschine hatte mal wieder ihre Mucken und Launen: Sie wollte nicht vom Fleck gehen, war steif wie ein Eiszapfen. Eine Ausweichmaschine stand natürlich zur Verfügung, wenn auch keine besonders gute. Ein Lagergefangener, Engländer seiner Nationalität und Schreibmaschinen-Mechaniker zugleich, wurde herbeigeholt. Ich staunte nicht schlecht über diesen gepflegten Mann. Seine Uniform saß peinlich sauber an seinem Körper, die Haare waren geschnitten, akkurat, ja geradezu peinlichst frisiert, die Rasur glatt und ohne Tadel und die Fingernägel erstrahlten in Reinheit. Er war genau wie Glenn, rothaarig, nur daß sein Haar von dunklem Rost getönt war. Das über der Oberlippe zur Schau getragene Bärtchen war ein Schein, eine Farbnuance, dunkler. Es hatte Drehenden, die fast schwarz schienen. Sie mochten wohl so dunkel aufgefärbt sein. Dieser Mechaniker kam immer dann ins Büro, wenn wieder mal eine Schreibmaschine einen Defekt aufwies.

Leonor, eine meiner Kindheitsgespielinnen - wenn auch nicht für zu lange Zeit - wurde im Lager als Dolmetsche-

rin angestellt, nachdem sie die Dolmetscherschule in Leipzig absolviert und ihr Examen bestanden hatte. Die Freude meinerseits war riesig. Nun hatte ich hier jemanden, der aus meiner Heimatgemeinde stammte und den ich gut kannte. Es war fast unfassbar für mich. Später sollte sich auch noch Christel, die Försterstochter, hinzugesellen, nur wurde diese nicht in unserer Dienststelle, sondern im Barackenlager nebenan untergebracht. Auch Christel kannte ich sehr gut. Nun war das "dreiblättrige Kleeblatt" zusammen, das bei Sonnenschein, Regen, Wind und Wetter treu vereint gemeinsam seine Schritte in's Lager und wieder heraus lenkte: Monat für Monat, Jahr für Jahr. Und dennoch, gemessen an den Anderen, die fernab ihrer Heimat ihren Dienst verrichteten, hatten wir Drei es unendlich gut: Wir konnten daheim vom selben Teller essen, aus derselben Tasse trinken und in unserem Bett schlafen, was zu jener Zeit lange nicht jeder konnte, kurzum: wir waren zu Hause! Und das bedeutete Glück für uns. Daheim zu sein, in der vertrauten Umgebung! Da ließ sich auch alles weit besser ertragen, selbst das schlimmste Ungemach würde noch ein Schein heller sein. Ein neuer Offizierszugang konnte registriert werden: Hauptmann Perl, Mittelschullehrer von Beruf. Er hatte Einzug in unsere Dienststelle gehalten. Hauptmann Perl war von großer, kräftiger Statur, mittlerer Jahre und stammte aus Schlesien. Für ihn hatte auch ich zu schreiben, meist Lagerberichte über Arbeitskommandos, die weitverstreut in Oberschlesien lagen, besonders aber im oberschlesischen Industriegebiet. Von Panzerhauptmann Perl wurde ich direkt verwöhnt. Er brachte mir ewig Süßigkeiten: Bonbons, Kekse, Schokolade, wenn vorhanden, auch gebakkenen Kuchen aus dem Päckchen oder Paket seiner Frau. Nur lange hielt es den Hauptmann nicht in unserer Dienst-

stelle. Freiwillig - sehr zum Verdruss seiner Ehefrau - meldete er sich wieder an die Front und kam nach Rußland.

Überhaupt war die Essensfrage zu jener Zeit zu einer wichtigen kullinarischen Angelegenheit geworden. Hauptmann Metz schwärmte geradezu in höchsten Tönen von Bratkartoffeln aus rohen Kartoffeln zubereitet, mit gehobenem Blick in fast andächtiger Form und Weise. Die Gefangenen bauten ihre "Onions" - Zwiebeln - an, gleich hinter der Kommandantenbaracke auf langen schmalen Gartenbeeten und die Soldaten schwärmten aus über Land und statteten den jeweiligen Bauern ihre Besuche ab. Da auch mein Onkel in der Nachbarschaft eine Landwirtschaft besaß, verirrte sich natürlich so hin und wieder auch ein Soldat nach dort. Dabei erfuhr eines Tages mein Vater, daß Hauptmann Brinkmann, Vorgesetzter der Ic, der in der Zwischenzeit zum Major befördert wurde - jetzt Major Brinkmann - der gefürchtetste Offizier innerhalb des Stammlagers wäre. Und ausgerechnet für ihn hatte ich zu schreiben. Das bedauerte mein Vater.

Wie so oft und gewöhnlich, saß ich an einem der schönen sonnigen Mittage allein vor meiner Schreibmaschine. Die große, zu Dienstzeiten so geschäftige Lagerbaracke lag ruhig und wie ausgestorben da. Die Fenster waren weit geöffnet. Ich verzehrte gerade meine, von daheim mitgebrachten Butterbrote, als ich einen Schatten über meinem Kopfe wahrte, ein Springen über die halbhohle Abgrenzung des PÜ-Raumes hinweg direkt auf die Schreibmaschinenwalze zu. Mit einem einzigen Aufschrei fuhr ich in die Höhe, wie von der Tarantel gestochen, während meine Arme unwirsch in der Luft herumhingen. Was da auf meine Schreibmaschine zuflog war nicht etwa ein bößhafter Stein, ein Apfel oder sonst irgendetwas Eßbares, das ich zusätzlich zu meinen Broten verzehren konnte in originel-

ler Art und Weise "gestiftet" von jemanden, den ich kannte, und der mich auf diese ungewöhnliche Art überraschen wollte, nein, was auf meine Schreibmaschine zusprang, war ein süßes, kleines Eichhörnchen mit buschigem Schwanz, das sich erkühnte, mir in der Mittagspause einen "Besuch" abzustatten. Ich glaube, daß wir beide gleichermaßen erschrocken waren: das kleine braune Eichhörnchen nicht weniger als ich. Aber im nächsten Augenblick schon war es wieder verschwunden. Durchs offenstehende Fenster nahm es den Weg in die Freiheit.

In jene Zeit fiel auch die Registrierung eines britischen Fliegeroffiziers, eines, wie man damals sagte, Terrorbombers. Teils winselnd, teils schreiend, klagte er seine Vorgesetzten an, die ihm Befehl erteilten, deutsche Städte anzufliegen und mit Bomben zu belegen. Unter den Opfern seiner Bombenlast würden gewiß auch Frauen, Kinder und Greise sein. Er schrie und tobte und brachte immer wieder dasselbe hervor, daß er allein und von sich aus dies Inferno nicht zustandegebracht hätte. Auch wollte er von dem riesigen Stahlgewitter, das über Europa und Afrika tobte, nichts wissen, er klagte die Regierungen der einzelnen Länder an, die dafür verantwortlich wären. War es nur gespieltes Theater oder handelte es sich um Verzweiflung und echte Reue? Er wurde in ärztliche Behandlung überwiesen.

Glenn zog mit seinem Arbeitstrupp wieder an unserem Lagerfenster vorbei, ebenfalls auch viele deutsche Soldaten. Es marschierte zu jener Zeit alles, was Beine hatte, ob jung oder schon älter und die meisten auf Befehl hin. Es war Krieg an allen Fronten.

Europas Erde wankte, ein blutgetränktes Meer. Darüber schritt und stampfte, millionenfach das Heer!

Auch auf der Kinoleinwand marschierte es. Vor jedem

Hauptfilm wurden Wochenschauen siegreicher deutscher Armeen, lachender Soldaten gezeigt, die diszipliniert in Reih' und Glied und immer nur vorwärts marschierten. Die Deutschen schienen zu jener Zeit unbesiegbar, unschlagbar zu sein. Sterbende Soldaten, deutsche Soldaten, durch Bleikugeln, Granaten oder Bomben zerfetzt, durfte es nicht geben. In der Wochenschau sah man sie nicht, höchstens nur Verwundete. Es hätte der Durchhalte- und Kampfmoral einen Schock versetzen können, wäre man dieser Bilder ansichtig geworden, ihnen begegnet, drum zeigte man sie auch nicht. Todesbotschaften wurden nur schriftlich übermittelt. "Gefallen auf dem Felde der Ehre!", hieß es dann. Und manche Eltern oder Ehefrauen setzten auch noch auf Todesanzeigen, per Zeitung übermittelt, "in stolzer Trauer!" dahinter.

Man machte mir den Vorschlag, Stenounterricht innerhalb des Lagers zu erteilen. Ich lehnte ab, weil es noch mehr in die Pflicht genommen, bedeutet hätte.

Catty, die Gefangenenkatze, marschierte wieder einmal, wie so oft, durch's große Lagertor hindurch hinter einem Trupp Engländer her. Wie sie da hineingekommen war, wußte eigentlich niemand so recht zu sagen. Vielleicht hatte sie ein Ochsen gespannt eingeschmuggelt oder aber ein Gefangener, der außerhalb des Lagers arbeitete, brachte sie mit. Nun war Catty da und sie blieb.

Ich hatte einen Vermessungsbericht zu schreiben. Das Land Süd-Rhodesien in Afrika stand auf dem Programm der Deutschen. Süd-Rhodesien sollte einmal mit deutschen Farmern bevölkert werden. Man suchte überall, sich auszudehnen und Lebensraum zu gewinnen. Und Süd-Rhodesien schien den Deutschen willkommen zu sein, zu gefallen. Auch ich hatte hierbei meine Arbeit zu leisten, wenn auch nur auf dem Papier. Erfreulicherweise!

Diktiert wurde mir das Ganze von einem Sonderführer.

Eines Tages trug es sich zu, daß ein gefangener Malteser laut schreiend und wild gestikulierend hinter dem großen Lagertor nach seiner Tochter verlangte. Er war durch nichts zu beruhigen, weder durch gute Worte noch durch Einreden. Seine Tochter sollte es sein, nicht mehr und nicht weniger. Mit aller Macht und den ihm zur Verfügung stehenden Kräften wollte er durch das geschlossene Lagertor hindurch. Er rammte gegen das Tor, schlug mit den Fäusten darauf, er wollte raus. Wie ich danach erfuhr, sollte ich seine Tochter gewesen sein, jedenfalls bildete er sich das ein. In seiner Phantasie war diese Vorstellung vorhanden. Das mag daher gekommen sein, daß ich oft während eines Diktats im großen Offiziersraum vor offenstehendem Fenster saß, während die Gefangenen an diesem vorbeimarschierten. Armer, verwirrter Malteser. Er tat mir direkt leid. Er würde wohl eine Tochter gehabt haben, die mir vielleicht irgendwie ähnlich sah, möglicherweise mein braunes Lockenhaar hatte und auf dieselbe Weise, wie ich, gekämmt trug, oder aber einer meiner Gesichtszüge. Wirklichkeit und Phantasie schienen hier ineinanderzuzießen, sollte meine Annahme stimmen. Heraus bekam ich es nie. Er wurde vom Sanitätspersonal überwältigt und in eine Krankenbaracke innerhalb des Gefangenenlagers eingeliefert. Hoffentlich entwirrte sich dort wieder sein Hirn, um klaren Gedankens fähig zu sein. Das Gefangenenlager, unser Gefangenenlager, war zum Schmelztiegel verschiedenster Rassen und Nationalitäten geworden, ebenso waren verschiedenste politische Ansichten und Meinungen, gleich einer bunten Palette, vertreten, die sich quer durch jenes Gefangenenterritorium zogen. Eines Tages hörte ich die Kunde, daß auch einige gefangene Engländer antisemitischer Gedanken fähig wä-

ren, gleichfalls Tendenzen, Neigungen zu faschistischem Denken bestände. Natürlich nur in kleinstem Ausmaß. Wieweit das der Wirklichkeit entsprach, entzieht sich meiner Kenntnis.

Der Volksempfänger im kleinen Wachhaus war auf Lautstärke gedreht, man brachte wieder einmal, wie so oft in jenen Tagen, eine Sondermeldung durch. Natürlich sollte diese weithin über das Lager schallen, hörbar werden, die Meldung über einen Sieg nach erfolgreich bestandem Kampfe. Kampfe! Mußte der Mensch denn immer und ewig gegen einen anderen aufgebracht sein, ihn bekämpfen, bekriegen? Oder ist es ein Naturgesetz, das ihn dazu zwingt? Dann wäre es freilich ein recht grausames. Dem gegenüber aber stände die Bibel mit den Worten der zehn Gebote. Und eines davon heißt: "Du sollst nicht töten!" Aber wird dieses Gebot auch erfüllt, ist es jemals erfüllt und beachtet worden? Doch wohl zu keiner Zeit und so wird es wohl auch bleiben. Das ist betrüblich!

Und doch gab es in jenen Tagen einen Fall, worüber nachzudenken es sich lohnte. Ein einundzwanzigjähriger Soldat lehnte das Töten mit der Waffe ab. Er bezog sich dabei auf die Bibelworte. Er war Zeuge Jehovas. Sein Fall wurde auf dem Militärgericht in Neißة verhandelt. Das Urteil: Standrechtliches Erschießen. Warum lehnte ausgerechnet ein Zeuge Jehovas, ein Zeuge jener kleinen Glaubenssplittersekte, das Töten mit der Waffe ab, während es andere christliche Religionen gestatteten? Im Ersten Weltkrieg wurden Waffen durch Priester gesegnet, gesegnet für den Kampf zum Töten. Auch in England sollen Jagdverbände während des Zweiten Weltkriegs eingeseget worden sein, wiederum für den Kampf zum Töten. Mit der Glaubenssekte "Zeugen Jehovas" habe ich nie etwas in meinem Leben zu tun gehabt, ich kenne keinen

Menschen, der jener Sekte angehört und würde ihr auch nie beitreten. Aber eines muß man diesen Menschen lassen: Sie sind standhaft, wenn es sich um Gebote handelt. Sie stehen ihnen nicht gleichgültig gegenüber. Überhaupt zählt Gleichgültigkeit zu einem der gefährlichsten Elemente im menschlichen Dasein; sie ist gleichzusetzen mit der verheerenden Angst. Gleichgültigkeit und Ängste sind die schlimmsten Wegbegleiter der Menschheit, sie sind zu nichts nütze, absolut zu nichts!

Eines Tages wurde mir die Aufgabe zuteil, Angehörige hier im Lager verstorbener Kriegsgefangener zu benachrichtigen, die auf vorgeschriebenem Wege weitergeleitet wurden: Diesseits und jenseits des Ozeans und der Weltmeere. Ich sah die Fotos, das Wenige, was zurückgesandt werden mußte, - es stimmte mich traurig. Auf Anschrift und Gefangenen-Nummer achtete ich dabei peinlichst, alles sollte und mußte genauestens stimmen.

Das jeweilige Mitgefühl aber, das ich dabei hineinverpackte, würde man weder gesehen noch gespürt haben.

Nach einer Kriegsgefangenen-durchsuchung wurden Fotos in unserer Dienststelle abgegeben. Ich sah mir diese an. Eine Fotografie zeigte die Klagemauer von Jerusalem, eine hohe alte Mauer und einige Menschen davor.

Klagemauer! Wie öde sie aussah in ihrer steinernen Beschaffenheit. Kein Kunstwerk etwa, das seinen Zauber auf die Umwelt, auf die Menschen, die sie aufsuchten, verströmte, abließ. An der Klagemauer blieben die gewaltigen Fundamente des von Herodes errichteten Tempels erhalten, in dem Jesus weilte. Die neun unteren Reihen der alten Außenmauer sind aus riesigen Steinblöcken gefügt, von denen viele 5.5 mal 4.5 Meter messen. "Meister!, siehe, welche Steine und welch' ein Bau ist das." (Mark. 13.1)

Hohe alte Klagemauer von Jerusalem! Zwar nicht schön in Form und Gestalt, aber dennoch etwas Besonderes. Von dir sprach die Menschheit, alle wußten von dir, daß du da bist, existierst, und wohl noch für lange Zeiten weiter da sein würdest. Vielleicht für immer!

Wieviel Leid, Gebete, Gedankengänge, Sehnsüchte, Verzweiflung - ja auch Hoffnung -, mögen deine Mauern aufgesaugt, gespeichert haben? Wieviele? Könntest du sie all' wiedergeben, die Menschheit würde sich wundern, wie zerquält, wie gebrochen so manches Herz zu dir geeilt ist, um seinen Kummer dir anzuvertrauen, preiszugeben. Dir allein! In stiller oder lauter Form der Klage.

Hohes, altes, steinernes, beklagtes Gemäuer! Bleibe nichts weiter als das, was du warst, was du bist: Die Klagemauer von Jerusalem!

Ich stand auf dem kleinen Bahnhof Annahof und wartete auf meinen Nachhausezug. Es war Herbst und Dahlien blühten im kleinen holzumsäumten Garten des Bahnhofsvorstehers.

Vor dem Gartengelände stand ein deutscher Wachmann, daneben ein Kriegsgefangener. Er war Russe und nicht mehr jung an Jahren. Ein eisgrauer Vollbart umrahmte sein rundes Gesicht. Ich kam mit dem Wachposten ins Gespräch. Dabei erzählte er mir, daß dieser gefangene Russe schon das zweite Mal in seinem Leben hier in Lamsdorf sei: Das erste Mal während des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914/18. Er könne auch ein wenig Deutsch. Ich nannte ihn "Papa Russland." Seine gütigen Augen strahlten und bekamen einen feuchten Schimmer. Er tat mir, unsagbar leid, noch in seinem Alter in Gefangenschaft zu sein. Er arbeitete auf einem Bauernhof. Somit war seine Essensfrage auch gesichert. Es erleichterte mich ungeheuerlich, dies zu hören und zu wissen. Sein Antlitz strahlte

unwahrscheinliche Güte aus und ein gerüttelt' Maß an Lebensweisheit. Ich glaube nicht, daß ich in meinem ganzen späteren Leben noch einmal ein gütigeres Gesicht gesehen haben sollte. Es war wie eine wärmende Sommer-Sonne. Und heute noch geht ein gewisses Beglücken von diesen fernvergang'nen Augenblicken jenes Tages auf dem kleinen Bahnhof Annahof aus. Gütiger, alter Russe, hoffentlich bist du auch heimgekommen!? Ich wünschte es für dich!

Eines Tages betrat ein Feldwebel unser Büro. Ich sah ihn nur kurzfristig, für einige Augenblicke, da ich etwas dienstlich zu erledigen hatte und aus diesem Grunde unser Büro verließ. Als ich wiederkam, war jener Feldwebel nicht mehr da, aber es wurde über ihn und sein Schicksal gesprochen. Und ein Schicksal, - ja ein Drama - war es schon, was sich da heraus- kristallisierte, hörbar wurde. Wieviele solcher Dramen mag es in jenen endlosen Tagen der Finsternis und des Schreckens gegeben haben, wo der Einzelne nicht mehr Mensch sein konnte und durfte, und nur noch einem Machtapparat zu gehorchen hatte ohne Gefühle, Verständnis, Menschlichkeit?

Er wäre Rheinländer gewesen, hörte ich sagen, käme gerade von seinem Sonderurlaub zurück und müsse sich wieder im Osten stellen. Daheim wäre er ausgebombt und hätte dabei Frau und seine zwei Kinder verloren: An den Tod.

Er wäre einem Erschießungskommando zugeteilt, das jüdische Kinder liquidierte. Die älteren, noch arbeitsfähigen Häftlinge, hätten dafür eigens Massengrabreihen auszuheben, die Kinder, oft auch kleine, sich entkleidet vorzustellen, um dann von rückwärts erschossen, abgeknallt zu werden. Er wisse nicht, was er machen solle? Ginge er, bedeutete es für ihn langsam psychischen Tod, ginge er

nicht, Suchaktion, Haft, Festung, Todesbataillon, Erschießen. Dazu noch seine Frau, seine Kinder tot, umgekommen in einem grausam-wütenden Kriege. Er wäre dem Wahnsinn nahe, wüsse wirklich nicht, was er tun solle. Zum ersten Male in meinem Leben hörte ich von solch' schrecklichem, unmenschlichen Tun.

Was jener Feldwebel letztlich für eine Entscheidung in seiner so furchtbar-auswegslos erscheinenden Situation getroffen haben mag, wußten wir alle nicht, die wir seine Geschichte hörten.

Würde er - wie würde er - mit seinem Gewissen fertig geworden sein, mit solch' hoher Schuldbelastung weiterzuleben, die ihm eine erbarmungslose Militärmaschinerie zudiktierte, sollte er sich diesem ihm aufgezwungenen Befehl nicht widersetzt haben? Auf dem Wege zu meinem Erwachsenwerden las ich einmal daheim das Buch mit dem bemerkenswerten Titel

"Der Engel von Sibirien."

Der Engel von Sibirien war eine Frau, die schwedische Krankenschwester Elsa Lindström, in unermeßlichem Einsatz der Nächstenliebe an deutschen Kriegsgefangenen in sibirischen Lagern während und nach dem Ersten Weltkrieg. Eines Mittags, allein vor meiner Schreibmaschine sitzend, mußte ich wieder an jenes Buch denken. Ich sehnte mich nach einer Anlehnung des Tuns dieser so bewunderns- und bemerkenswerten Frau Elsa Lindström. Am liebsten hätte ich ähnliche Hilfsbereitschaft an Gefangenen geleistet, Hilfe an allen, die da litten, ungeachtet ihrer Nationalität. Der Mensch allein zählte, nicht die Nationalität. Ein schöner, ein großer Gedanke, aber ein unerwünschter. Man durfte ihn erst gar nicht laut äußern, zu Gehör bringen. Und Hilfe wäre so nötig gewesen. Ich denke da nur an die Worte meiner einstigen Arbeitskollegin Gundula, die wesentlich früher hier im Gefangenenlager

in einem Büro angestellt war. Eines Tages erzählte sie mir von den Leiterwagengespannen, die morgendlich in der siebenten Stunde tote Gefangene herauskarrten. Es waren Russen, die darauf lagen, übereinandergeschichtet, nackt, Arme und Beine zwischen den Leitersprossen heraushängend. Ich war entsetzt, Gundula bestimmt nicht weniger. Als dann hier mehr und mehr weibliches Gefolge einzog, seinen Dienst machen mußte, hörte das morgendliche-Sieben-Uhr-Karren auf. Man wird es vorverlegt haben, wohl in die fünfte, sechste Morgenstunde. Sie werden hinübergewandert sein ohne menschliche Hilfe, stumpf. Leiden fragt nicht, woher der Einzelne kommt, - stammt, Tod fragt ebenfalls nicht nach Angestammtheit, nach Nationalität. Er ist eine kreatürliche Erscheinung auf dieser unserer Erdenwelt. Und Tod war in Lamsdorf zu Hause, - viel Tod sogar. Zehntausend, - zwanzigtausend, fünfzigtausend, - mehr? Ich weiß es nicht. Sie wurden in Massengräbern auf dem Soldatenfriedhof, den wir Heldengedenkfriedhof nannten, verscharrt, nicht beigesetzt, ohne Namen, ohne Gebet, stumm, glanzlos. Hier zeigte sich wieder das wahre, das brutale Gesicht eines Krieges. Wo überall lagen sie nur verscharrt, die vielen Opfer eines sinnlosen Geschehens?ungeachtet ihrer Nationalität. Helfen!

Wir hatten Zugang eines älteren Feldwebels bekommen. Er saß, wie Arbeitskollegin Marla, im gleichen Büro. Eines Tages mußte ich für ihn schreiben. Dabei erzählte er mir, daß er Pressestenograf an der Reichsregierung zu Berlin gewesen war. Ich schrieb nicht häufig für ihn, aber immer, wenn ich es tat, legte er mir an's Herz, Pressestenographin zu werden. "Sie werden es schaffen!", meinte er zuversichtlich. Das kam einer Aufmunterung gleich. Natürlich war der Gedanke daran schon verlockend, und

eines Tages würde ja wohl auch der Krieg zu Ende sein und der Dienst im Lager mußte quittiert werden. So sehr ich mich auch in den drauffolgenden Wochen und Monaten bemühte, entsprechende Kürzel-Lehrhefte zu bekommen, ich bekam keine. Jegliches Bemühen darum war aussichtslos. Auch eine eigene Schreibmaschine wollte ich mir zulegen. Während Hauptmann Metz für sich eine auftrieb, ging ich in meinem Bemühen leer aus.

Ich hatte meinen Frühzug verpaßt. Mir blieb daraufhin nichts anderes übrig, als mich nochmals nach Hause zu begeben. Aber um 8.30 Uhr morgens würde ich pünktlich auf dem Bahnhof sein, da fuhr der zweite Zug, der mich zur Dienststelle bringen sollte. Mit diesem Pünktlichsein hatte ich zugleich einen Schwur verbunden, niemehr zu früher Morgenstund' solange an meiner Haarlockenpracht herumzudrehen.

Noch bevor ich mich für mein Zuspätkommen entschuldigen konnte, wurde der Wanddurchlaß geöffnet, der Kopf von Major Brinkmann und seiner Zornesfalte über der Nasenwurzel wurden sichtbar und ein Donnerwetter hörbar. Zwar nur ein kurzes, dafür aber ein recht heftiges. Die Hiebe sollten wohl sitzen und nicht seinen Zweck verfehlen. Ob ich nicht wüßte, daß wir alle im Kriegseinsatz ständen, ob draußen oder hier im Hinterland?, ein nochmaliges Zuspätkommen hätte ich mir nicht mehr zu leisten. Und zugeschoben wurde die Wandtür. Dieser Ruffel hatte gesessen, das mußte man ihm schon lassen. Ein zweites Mal sollte mir das nicht mehr passieren, das schwor ich mir. Major Brinkmann ging ich an jenem Tage, so gut ich nur konnte und es sich einrichten ließ, aus dem Wege. Mir schien es, als täte der Major das Gleiche. Aber auch ein gewisser Trotz erwachte in mir. "Ich hatte doch immer gute und saubere Arbeit abgeliefert", dachte ich grimmig

und wegen eines einmaligen Zuspätkommens gleich solch' ein Theater zu machen?! Ihm konnte doch jederzeit dasselbe passieren. Eines Tages aber glätteten sich wieder die Wogen. Beigetragen hatte auch ein Zeitungsbericht.

Ein Neffe von Sir Winston Churchill war in unser Gefangenenlager eingeliefert worden. Nicht lange darauf wurde der Lagerleitung ein Brief von Lady Churchill übermittelt, die darum bat, ihrem Neffen persönliche Päckchen mit Liebesgaben regelmäßig zuleiten zu dürfen. Dem aber wurde nicht entsprochen. Die deutsche Antwort hieß "Nein"! Eine sogenannte Extrawurst wollte man diesem prominenten Gefangenen weder braten noch servieren, auch wenn es sich hier um den Neffen des seinerzeit großen Sir Winston handelte. Er sollte daraus keinen Profit schlagen.

Die Gefangenen hatten beschlossen, Theatergruppen innerhalb des Lagers zu bilden, um sich damit ein wenig Abwechslung im täglichen Lagergrau zu verschaffen. Verständlich! In der Perücken-, Masken-, Theater- und Flittergarderobenherstellung waren sie sehr anständig, das bewiesen immer wieder die häufigen Theatergruppen-Bildaufnahmen. Eines Tages ersuchten die Gefangenen um Erlaubnis, uns, die weiblichen Zivilangestellten dieses Lagers, zu einer bevorstehenden Theateraufführung einzuladen zu dürfen. Auch hier war die deutsche Antwort wieder ein glattes "Nein"!

Unser so gemütlich-sächsischer Bürovorsteher wurde abgelöst, - wieder einmal. Wir bekamen einen neuen. Rudi stammte aus Westfalen, war groß, hellblond und sehr intelligent. Er war ein ausnahmslos fleißiger Arbeiter, nichts wurde ihm zuviel, nichts konnte ihn schrecken. Aber er war auch ein großer Pedant. Außerhalb des Lagers wurden ihm etliche Liebschaften nachgesagt, obwohl

er verheiratet mit einer bildhübschen Frau und Vater eines kleinen Jungen war. Mich aber kümmerte das alles herzlich wenig, ich hörte es und hörte es nicht.

Eines Tages vernahm ich die Kunde, daß der Sohn Stalin's im Nebenlager als Kriegsgefangener registriert worden sei. Das bedeutete für ihn lange, ermüdende Verhöre. Wieviele mochten es schon gewesen sein? Er wäre weder herrschsüchtig, noch ehrgeizig, bescheiden nach innen und nach außen hin.

Jascha war Ingenieur für Heizungstechnik, verheiratet, Vater einer kleinen Tochter. Er sollte später nach Berlin gekommen sein. So hatte auch der seinerzeit so mächtige Diktator der Sowjet-Union und unumstrittene Herr des Kremls seinen Sohn bei seinen Todfeinden, den Deutschen, einsitzen. Ob er Sonderbehandlung zu erwarten hatte und genießen würde. Rußland war der Genfer Konvention nicht beigetreten, war nicht Mitglied jener Weltorganisation. Stalin's Ausspruch hinsichtlich einer Gefangennahme soll gewesen sein: "Russland hätte keine Kriegsgefangene in deutschem Gewahrsam und wenn es welche geben sollte, dann wären es nur Staatsfeinde, die seinem Land nicht dienen, sondern ihm nur schaden würden. Er selbst kenne keine Gefangene." Auch nicht einmal seinen Sohn? Das wäre Verleumdung gewesen.

Der britische Lager-Sheriff, ein langjährig gedienter Mann der englischen Armee, Feldwebel seines Ranges und seiner Regierung als Sheriff des großangelegten Gefangenenlagers gemeldet, hatte viel Verantwortung zu tragen, denn Ruhe, Disziplin und Ordnung waren Voraussetzung für einen reibungslosen Tagesablauf innerhalb des Gefangenenlagers. Er war es auch, der die jeweiligen Weihnachts- und Neujahrsbotschaften Seiner Majestät, König Georg VI, aus den Händen des jeweiligen Kom-

mandanten unseres Lagers entgegenzunehmen hatte, was für die Engländer immer ein großer Tag war. Meist passierte er mehrmals täglich unseren Dienstraum, wobei seine Beine während des Stehens stets hin- und herwippten. Einen ruhig-dastehenden Sheriff habe ich die ganze Lagerzeit nicht gesehen. Aber er hatte auch seinen gewissen inneren Humor. Der zeigte sich ganz besonders bei dem häufigen Ver- und Entlobungsspiel seiner Tochter Sally, die irgendwo in Afrika ihren Dienst ableistete. Sally war mal wieder soweit und verlobte sich auf's Neue. Darin schien sie ein ganz besonderes Talent zu besitzen. Papa Sheriff führte es auf ihr überschäumendes Temperament zurück, auf ihre noch nicht gefestigte innere Persönlichkeit. Er quittierte ihre jeweiligen Verlobungen mit einem jeweils grinsenden Lächeln.

Ich wurde einige Wochen von meinem mich behandelnden Arzt krank geschrieben, das Herz machte mir wieder einmal erhebliche Sorgen. Die Krankheit hielt mich umschlungen gleich festen Polypenarmen. Als ich dann später meinen Dienst wieder aufnahm, saß ein neuer Zivilangestellter, noch jung an Jahren, in unserem Büro. Es war Alfred, der frischgebacken von der Handelsschule kam und erst 17 Lenze zählte. Durch ihn sollte ich Entlastung bekommen. Als Major Brinkmann die Kunde von meinem Kranksein vernahm, soll er nur einen einzigen Kommentarsatz geäußert haben: "Die hat wohl auch nicht viel auf der Mühle!" Kein bißchen Mitgefühl, - nichts. Alfred war in seiner Wesensart genauso ruhig wie bei der Arbeit. Immer, wenn seine Mutter daheim Kuchen backte, brachte er mir auch welchen mit, wobei er stets zu sagen pflegte: "Den schickt Ihnen meine Mutter!" Und sie schickte in der kurzen Zeit, da Alfred bei uns war, recht viel: Apfelkuchen, Mohnkuchen, Käsekuchen und natürlich auch

Streußelkuchen. Letzterer durfte in Schlesien nie fehlen. Er war sozusagen unser Landeskuchen. Aber auch Alfred blieb nicht lange bei uns, nicht über einen Sommer hinaus. Er wurde zum Arbeitsdienst einberufen.

Dolmetscher Jahn trieb sich heute schon wieder stundenlang im Lagerinnern bei den Gefangenen herum. Es wurde von einem unterirdisch-angelegten Stollen- und Tunnelbau gemunkelt. Dies herauszubekommen, war seine Aufgabe. Er war verheiratet mit einer Deutsch-Italienerin, einer Predigerstochter und hatte einen kleinen Sohn, der immer sagte, daß Vati nur sein Geld verdienen würde, damit Mutti es wieder ausgeben könne. Er besuchte, gleich seine Frau, in Lausanne/Schweiz, ein Internat in seinen Jugendjahren, dort hatte er sie auch kennengelernt. In seiner Ehe wurde nur Italienisch gesprochen. Obwohl, wie er stets behauptete, Atheist zu sein, ließe er seiner Frau ihren Glauben und ginge auch jährlich mit ihr einmal in die Kirche, zur sogenannten Christmette. Das wüßte sie sehr zu schätzen. Obwohl bereits tief in den mittleren Jahren und Gicht in den Fingern, wollte er nach Kriegsende Deutschland den Rücken kehren, entweder nach Australien gehen oder nach Sibirien. Letzteres meinte er wohl nach dem deutschen Endsieg. Nach Sibirien konnte er wohl noch Anfang des Jahres 1945 gekommen sein, nicht aber als Sieger, sondern als Besiegter und vielleicht auf Nimmerwiederkehr.

Feldweibel Ross kam aus Polen, er war sozusagen dort zu Hause, also Volksdeutscher. Als ich ihn einmal nach dem Verhältnis zwischen Deutschen und Polen innerhalb des damaligen polnischen Reiches fragte, meinte er, daß es ein Gutes gewesen wäre, aber nur bis zu dem Zeitpunkt, bevor Hitler in Deutschland zur Macht gekommen wäre. Danach änderte sich alles, es wurde schlechter und

schlechter. Man betrachtete den Deutschen mit kritischen Augen. Mehr und mehr, und glaubte damals schon, die fernen Stiefelritte aus Groß-Deutschland zu vernehmen, sie zu hören.

Leonor und ich hatten unseren Dienst beendet. Gemeinsam lenkten wir unsere Schritte aus dem Lager. Gleich würde noch Christel hinzustoßen, sich zu uns gesellen. Der Weg zum Bahnhof führte durch ein großes Waldstück. Mit seinen vielen Nadelbäumen, dem Vogelgesang, bot er uns sozusagen Erholung auf dem Rückweg. Oft turnte auch noch ein possierliches Eichhörnchen zwischen den ästen und grazile Libellen mit durchsichtigen, klaren Flügeln, in denen sich das Tageslicht mit seinen Farben brach, flogen über bemooste Waldwege hinweg.

Die Sommer des Ostens sind fast ausnahmslos sehr warme und daher auch sehr trockene, zumindest waren sie es in jenen vergangenen Jahren. Regen fällt wenig vom Himmel. Davon profitierten auch die Gefangenen, ganz besonders aber die Briten. Solch' warme Sommertage wie hier würde es natürlich nur wenige auf ihrer windigen, verregneten Insel geben. Sofern sie sich nicht im Arbeitseinsatz befanden, saßen sie reihenweise oder in geschlossenen Grüppchen vor den Lagerbaracken auf Schemeln, Stühlen oder aber auch auf dem trockenen Erdboden herum, die einen vor sich hindösend, die anderen lachend und plaudernd, die nächsten wieder lesend mit einer Lektüre oder lernend beschäftigt. Sie lobten in den schillernden Farben diese sommerprächtigen Tage und Verschiedene unter ihnen faßten damals den Entschluß, nach Kriegsende hier im Osten Deutschlands zu verbleiben. Natürlich hatten sie wohl auch eine ganz andere Vorstellung von dem, was eigentlich nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges mit diesem Osten passieren würde. Das konnten

sie wohl auch nicht ahnen noch gewußt haben, zumindest nicht in vollem Umfang: Die Gebietsabtrennung an Polen. Sie machten nicht die Hohe Politik, sie waren nur in diese mithinein verstrickt worden, hier auf unerfreuliche Art und Weise. Oft machten die Gefangenen die Bemerkung, daß wir, die Deutschen, diesen Krieg wohl verlieren würden, sie aber, die Briten, ihr Weltreich.

Gregory, ein sehr gebildeter Gefangener, Wüstenflieger aus Afrika, hatte auch wieder einmal in unserer Dienststelle zu tun. Dabei schwärmte er von den Schönheiten seiner afrikanischen Heimat, von seinem, daheim so freien und ungebundenen Leben, das er bisher genossen hatte, abgesehen von dem Collegebesuch in England. Gregorys Eltern besaßen eine Farm, eine große Schaffarm mit Tausenden von Lämmern. Natürlich gab es auch Arbeit für sie. Aber die meiste wurde vom "Schwarzen Manne" erledigt. Wie üblich! Er hütete die Schafe, schor sie und wurde obendrein noch als Hauspersonal beschäftigt.

Auf unseren Wegen zum Lager und aus dem Lager begegneten wir oft Trupps gefangener Russen. Sie waren aber nicht in unserem, sondern im danebenliegenden Lager untergebracht. Ihre Uniformen, soweit sie welche hatten, saßen ihnen lose auf den Körpern, locker. Teils waren sie ihnen zu groß oder aber zu klein. Sie mochten wohl von ihren gefallenen oder aber verstorbenen Kameraden übernommen worden sein. Die schlecht oder erst gar nicht rasierten Gesichter umspannte eine fahle Haut, eine ausgemergelte Haut. Sie waren ernstens gezeichnet von den zu knappen Lebensmittelzuteilungen. Nach jedem, der irgendwo auf die Straße geworfenen Zigarettenstummel griffen sie gierig, ebenso nach jedem gefundenen Nagel oder sonst nach ihrer Ansicht Brauchbarem. Man sah es, - bückte sich danach und hatte es. Um ihre Schulter hing

stets ein Tragebeutel, eine Tasche oder etwas ähnliches. Oft sogar ein alter, geflickter Sack. Sie mochten wohl alles gebrauchen, was sie fanden. Später, - erst viel später, bekamen sie von den Deutschen Holz und Farbe geliefert und bastelten Weihnachtsspielzeug für unsere Kinder: für deutsche Kinder: Windmühlen mit breiten Schwingen, hübsch bunt angestrichen, Holzhäuser nach russischer Datschen-Art und Radspielzeug, natürlich noch vieles andere mehr. Auch uns weibliche Zivilangestellten des Lagers versorgten sie mit Sandaletten, mit Holzsandaletten, vorn mit überkreuztem breiten Band und hinten mit Riemchen herum. Holz war den Russen vertraut und griffig von ihrem Heimatlande her. Sie mögen es geliebt haben.

Marla war erkrankt. Sie blieb einige Tage dem Dienst fern und daheim. Als sie dann wiederkam, hatte sie Schwierigkeiten. Man dichtete ihr unentschuldigtes Fehlen an. Das stimmte aber nicht. Zufällig war ich gerade damals in jenem Büro, als Marla telefonisch entschuldigt wurde. Hatte man das vergessen? Konnte man so etwas vergessen? Ihr angebliches Unentschuldigtwesen wollte man mit einer Geldstrafe belegen. Da kletterte ich sozusagen "auf die Palme..." Marla zuliebe und der Gerechtigkeit zuliebe und zur Ehre. Ich schrieb einen Brief an den Lagerkommandanten, daß jene Anschuldigung zu Unrecht bestände, nicht stimmen würde, da ich selbst zu jenem Zeitpunkt der telefonischen Entschuldigung im außenseitigen Büro zugegen war. Diese etwas banale Angelegenheit schien dann wohl später unter den Tisch gekehrt worden zu sein, von einer Geldstrafe hörte man nichts mehr.

Es ist irrsinnig, anzunehmen, daß Inder nur von kleiner Statur, von kleinem Körpermaß wären, nein, unter ihnen gab und gibt es auch wahre Hühner an Gestalt und Größe.

Solch' große Gestalten mit Bronze-Gesichtern und übergroßen Augen, die Köpfe in weiße oder rote Turbane gehüllt, habe ich selbst gesehen. Ich sprang förmlich zur Seite, als mir einstens so ein Trupp begegnete, ich hatte Angst vor diesen Männern. Das mag wohl an den so braunen Gesichtern mit den so flexiblen dunkelbraunen Augen gelegen haben, mit denen sie mich eingehend musterten. Bei Negern, die doch ebenfalls bei uns in Gefangenschaft waren und an mir vorbeimarschierten, hatte ich dieses Gefühl nicht, da machte sich im Innern kein Angstgefühl breit. Nun, mit Menschen schwarzer Hautfarbe waren wir mehr - wenn auch nicht persönlich - in Berührung gekommen. Dabei denke ich an meine Schulzeit. Auf dem Fensterbrett stand eine Sparbüchse, eine Missionssparbüchse, mit einem sitzenden Negerlein darauf, das in ein langes, weißes Hemd gehüllt war und dankbar nickte, wenn wir Kinder einen Groschen, 5 Pfennige oder noch weniger, oder mehr, hineintaten.

In unserem Lager war die Sterblichkeit jener Inder meist häufiger als die bei anderen Nationalitäten, abgesehen von den Russen im Nebenlager. So jedenfalls hörte ich es. So sah ich ab und zu einen schwarzen Holzarg durch eines der beiden Fenster unseres Büros, den man zum Heldengedenkfriedhof trug. Dort wurden alle verstorbenen Gefangenen beigesetzt. Mit den schwarzen Särgen, in denen die Inder gelegt wurden, war ich innerlich absolut nicht einverstanden, sagte es aber niemanden. Inder hätten nach meiner Ansicht in hellen Särgen bestattet werden müssen, hell, wie ihre Heimat es war mit ihrem ewigem Sonnenschein. Und nun ruhten sie in einem schwarzen Schrein. Das gefiel mir ganz und gar nicht.

Alma, eine schon etwas ältere Dolmetscherin, wollte die Handlesekunst beherrschen, ebenso die Schicksals-



deutung aus den Sternen. Wie ich erfuhr, hatte sie jahrelang in New York gelebt und ihr Geld dort als Kosmetikerin verdient. Wir hatten auch einige Dolmetscher, die ebenfalls lange Jahre in Amerika zugebracht hatten, auch ein damals gewesener Farmer aus Süd-Amerika stieß zu uns. Das Großdeutsche Reich hatte sie alle heimgeholt in seine Landesgrenzen. Eines Tages klagte mir Alma, daß anlässlich eines stattgefundenen Lagerfestes, wo man doch wußte, daß sie diese Künste beherrsche und auch anwenden wollte, nur sowenige der Herren Offiziere den Weg zu ihr gefunden hätten. Anscheinend hielten sie nicht viel von einer Schicksalsdeutung. Auch die Vergangenheit könnte sie rückläufig aufspüren, aber davon wollten sie schon überhaupt nichts wissen. "Wer weiß," meinte Alma, "was diese alle zu verbergen haben?" Deswegen scheuten sie auch den Weg zu ihr. Mit Alma sollte es später noch seine Bewandnis haben. Eines Tages machte man mir das Angebot, in's Offizierskasino essen zu gehen, wo auch alle Dolmetscherinnen über Mittag zugegen waren. Bisher hatte es mir immer genügt, meine von daheim mitgebrachten Butter- oder Wurstbrote zu verzehren. "Offizierskasino?!", ging es mir durch den Kopf. Wollte man mich da in eine feinere Schablone pressen? Ich aber ging nicht und blieb weiterhin bei meinen bescheidenen Butterbrotchen. Wiederum eines anderen Tages, zu einem anderen Monat, bekam ich eine Essensmarke von einer weiblichen Zivilangestellten zugesteckt. Sie aber aß nicht im sogenannten Offizierskasino, sondern schlicht und einfach bei den Mannschaften, neben einem unbekanntem Soldaten. In Erwartung, daß ich möglicherweise Nudelsuppe mit Rindfleisch vorgesetzt bekäme, die ich doch so gerne aß, machte ich mich auf den Weg zur Essensbaracke. Und ich hatte Glück: Es gab tatsächlich dicke, heiße

Nudelsuppe, in der die Fleischstückchen munter darin schwammen. Also hatte sich auch der Weg dorthin gelohnt. Doch ich sollte mich nicht zu früh gefreut haben. Auf einer langen Bank, die vor irgendeinem langen Tische stand, hatte ich Platz genommen. Ich setzte mich so hin, daß ich weder rechts noch links einen Mit-Esser sitzen hatte, ich wollte allein sein. An dem langen Tisch saßen vereinzelt Soldaten, ebenfalls auch seitwärts davon. Die vor sich hindampfende Nudelsuppe schmeckte vorzüglich. Ich mochte wohl ungefähr meine Schüssel bis zur Hälfte geleert haben, da hörte ich ein Räuspern, ein Kratzen, ein Husten und gleich darauf spie ein Soldat einen Klecks Suppe aus mitten auf den Tisch hin. Angesichts dieses ausgespuckten Suppenkleckses mochte ich nicht mehr weiteressen, mir war der Appetit vergangen. Ich nahm meine Tasche und verließ die Baracke. Eine nochmalige Essensmarke wollte ich nicht mehr geschenkt erhalten.

Man hatte einen Tunnelbau innerhalb des Gefangenenlagers entdeckt. Wo ein Tunnel in das Erdreich gegraben wurde, bestanden auch Fluchtabsichten einzelner Gefangener. Tagelang wurde nach weiteren unterirdischen Gängläufen geforscht. Zählappelle wurden abgehalten. Im Lager war ein großer Spannungszustand zu registrieren. Wohin wollten eigentlich die Gefangenen fliehen? Etwa in die nicht zu weitentfernte Tschechoslowakei oder ostwärts nach Polen? Wahrscheinlich! Denn dort würde man sie bestimmt versteckt gehalten und weitergeholfen haben. Wie ich mich heute nur noch ganz schwach erinnere, sprach man damals nur von einem geglückten Fluchtversuch in jenem Zeitabschnitt, der wirklich an das Ziel der gesteckten Träume und Wünsche führte. Eine Nachricht aus England war der Preis für dieses Fluchtgeschehen.

Wir hatten wieder einmal einen sehr heißen, fast uner-

träglichen Sommertag. Die Hitze lastete in allen Räumen, hier, wie anderswo auch. Man wußte nicht so recht, wie man ihr habhaft werden konnte, bis unser Bürovorsteher der Idee verfiel, einige Eimer kühlen Wassers auf den Fußboden zu verspritzen, niederlaufen zu lassen. Der Idee folgte bald darauf die Tat. Nun hatte der Holzfußboden seine Tränke bekommen. Ich stülpte meine Sandaletten von den nackten Füßen und saß barfuß vor meiner Schreibmaschine, die Füße in einer kleinen Pfütze drin. Das war eine Wohltat! Die Fenster waren wegen des grellen Sonnenlichts mit Zeitungen verhangen worden. So kam es, daß mancher "Völkischer Beobachter" verkehrterum vor einem der Fenster hing und eine eventuell darin erschienene Siegesmeldung buchstäblich auf dem Kopfe stand, ohne damit eine gewisse schmälernde Absicht zu verfolgen.

"It's a long way to Tipperary, it's a long way to go", hätten eigentlich die Kriegsgefangenen auf dem Weg zu ihrer Arbeit singen müssen. Aber ihre Kehlen blieben verschlossen, mußten verschlossen bleiben.

Anders die Deutschen, deren Trupp gerade an unserer Baracke vorbeimarschierte mit dem Lied von Rosemarie auf den Lippen. "Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie, nicht jeder Tag bringt Sonnenschein, Rosemarie"

Ich war auf dem Wege zur Dienststelle. Ein Trupp Zyprioten marschierte an mir vorüber, feingliedrige Gestalten, nicht hoch an Größe, mit dunklen Haaren und brünetten Gesichtern, deren Ebenmäßigkeit mir direkt ins Auge stach. Gewiß würden sie ihre Inselheimat hinter dem Stacheldraht vermissen, genau wie alle anderen Gefangenen sie wohl auch vermißten, und ihrer nur noch von Ferne gedenken konnten, hier, und da und dort und über-

all, wo sie auch immer sein mochten, je nach Eigen-Empfinden und Eigenart.

Rittmeister Bönisch war böse auf mich. Das sollte auch lange so sein und anhalten. Ich hatte eine Schüssel Schmutzwasser vom Händewaschen aus dem Fenster gekippt, kurzerhand herausgegossen, auf die Köpfe der Blumen drauf. Wir hatten vorn in unserer Lagerbracke keinen Waschraum oder Waschstelle mit Fließ-Wasser. Also wurde das Händereinigen mittels einer Waschsüssel getätigt, die auf einem Holzhocker im langen Lagergang vor den Schnitzeltischen stand. Darunter ein Eimer mit sauberem Wasser, daneben einer mit Schmutzwasser. Letzterer war an jenem Tage so voll, bis zum Rand hin und drohte schon bei leisester Berührung überzulaufen. Wie hätte ich dahinein noch die vor mir stehende Schmutzwasserschüssel kippen können? Also landete das Wasser auf einem Blumenbeet direkt unter dem Fenster. Für die Wasserherbeischaffung und Entfernung war aber besagter Rittmeister verantwortlich, d.h. seine Soldaten. Die hatten aber an jenem Tage ihre Aufgabe links liegenlassen, sie nicht erfüllt und würden bestimmt dafür einen anständigen Ruffel bekommen haben.

Captain Dakers, Methodisten-Geistlicher aus Melbourne/Australien, hatte wieder einmal auf einem unserer Holzschemel in unserem Büro Platz genommen. Er kam recht oft zu uns, zu den Deutschen, die doch eigentlich hätten seine Feinde sein müssen. Aber Captain Dakers kannte kein Feindbild, er hatte sich keins dieser Art gemacht, geschaffen, und würde auch nie eins um sich haben, nicht dulden. Er liebte alle Menschen dieser Erde, ganz gleich, welcher Hautfarbe und Nationalität sie auch immer waren und sein mochten. Er liebte und achtete die Menschen. Die Liebe war für ihn Auftrag und Gebot. Die

Liebe -, nichts als die Liebe wollte er den Menschen bringen, sonst wäre das Leben für ihn ohne Bedeutung, - sinnlos. "Wenn es nach ihm ginge!", beteuerte er, "gäbe es keinen Völkermord, keinen Krieg."

Zu jener Zeit aber war es in Deutschland mit der Menschenliebe, -achtung und -würde recht schlecht bestellt. Im Lande der Dichter und Denker. Wie konnten wir nur so tief abrutschen, so unsagbar tief? Gibt es da noch Worte? Schuldig! Das große Völker-Einmaleins sollte Liebe sein, müßte Liebe sein, Liebe zueinander, Liebe-für-einander, Friede miteinander!

Wieder hatten wir eine neue Arbeitskollegin bekommen: Friedericke. Gegenüber von unserem Büro wurde sie eingewiesen. Friedericke kam aus Oberschlesien und sprach gut tschechisch. Meist hatte sie Fluchtmeldungen geflohener Russen zu bearbeiten. Russen flohen verhältnismäßig weit mehr als Engländer, meist brachen sie aus Arbeitskommandos aus.

Ich hatte über Mittag Bereitschaftsdienst am Telefon. Manchmal leistete mir auch Marla dabei Gesellschaft, d.h., wenn sie nicht gerade mit ihrem Fahrrad nach Hause fuhr. Sie wohnte nicht weit vom Lager entfernt. Harte Arbeit war eigentlich während eines Bereitschaftsdienstes kaum zu leisten. Außer Fluchtmeldungen lief sich der Draht nicht gerade heiß. Natürlich wurde auch manchmal nach einem Aktenvorgang geforscht, wie weit er schon bearbeitet wäre.

Das Kriegsgefangenenlager hatte einen neuen Kommandanten bekommen, einen SS-Offizier. Ich hätte nie gedacht, daß ich irgendwann einmal seine Bekanntschaft machen würde. Aber diese ließ nicht lange auf sich warten. An einem trüben Samstag-Nachmittag, Gundula und ich standen auf dem kleinen Bahnhofsvorplatz Annahof

und warteten auf den Personenzug, der uns nach Hause bringen sollte, da tauchte die Gestalt des Lagerkommandanten auf. Er kannte bereits Gundula, die nur 3 Zimmer von ihm entfernt in der Kommandantenbaracke ihren Dienst versah, mich aber kannte er nicht. Als er zu uns stieß, stellte ich mich mit meinem Namen vor. Ich hatte diesen kaum ausgesprochen, als er sich in militärisch-strengem Tone erkundigte, ob ich eine Tschechin wäre. Mein Familienname wäre tschechischer Herkunft. Ich verneinte natürlich diese Fragestellung, denn ich war deutscher Nationalität wie er. Während des Dritten Reiches wurde eine Briefmarke mit hannakischer Volkstracht in den Postverkehr gebracht. Möglicherweise wurde der Kommandant erst durch diese auf meinen Namen aufmerksam gemacht.

Major Brinkmann diktierte mir Stimmungsberichte der Gefangenen innerhalb des Lagers und der Arbeitskommandos. Im allgemeinen waren diese fast immer gleichgehalten, d.h., wenn nichts Außergewöhnliches passierte. Die Gefangenen bekamen ihr regelmäßiges Essen, das in der Tat sehr gut war. Auch sorgten noch die vielen Care-Zuwendungen, die turnusmäßig immer wieder das Lager passierten, für eine weitere Bereicherung des Speise- und Küchzettels. Man hielt sich hier im Lager in allen Lagen und Geschehnissen eines Gefangenenendaseins an die Genfer Konvention. Diese Stimmungsberichte wurden über den Wehrkreis Breslau an das hierfür zuständige und kompetente Ministerium nach Berlin weitergeleitet. Die allgemeine Stimmungslage der Gefangenen dokumentierten auch ihre nach Hause geschriebenen Zeilen, sie ließ sich jeweils daraus ablesen. Der Postüberwachungs-Offizier hatte die Allgemein Stimmung festzuhalten, und sie zu gegebener Zeit an die Ic, unseren Ressortbereich, zu

übermitteln.

Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes Schweiz waren angekommen. Das bedeutete für eine ganze Anzahl zuständiger Stalag-Offiziere zusätzliche Arbeit. Auch für mich. Ich mußte in den großen Offiziersraum schreiben gehen. Ein Stenogrammblock beidseitig mit Steno beschrieben, reichte mitunter an einem Tage nicht aus, um Beanstandungen, Mängel und deren Beseitigung festzuhalten. Diktirt wurde mir von allen seiten, jeder der Herren Offiziere trug das Seinige bei, selbst dazwischengeflochtene Sätze seitens der Delegation hatte ich aufzunehmen. Militär-Attache Beyer war ein stets freundlicher, rücksichtsvoller Mann, wenn er merkte, daß meine Finger zu streiken anfangen und kaum noch vermochten, den Bleistift zu halten. Dann wurde das Diktat für einige Minuten unterbrochen. Meine Hand hatte Ruhe und konnte sich in der dazwischengeschobenen Pause erholen. Er war es auch, der mich des Morgens immer am freundlichsten begrüßte, natürlich, wie es sich wohl für einen deutschsprachigen Schweizer gehörte: Mit "Grüß Gott!" "Grüß Gott, Fräulein!"

Es konnte auch passieren, daß nach Beendigung der Lagerbesichtigung und -kontrolle durch das Schweizer Rote Kreuz auf dem Fuße die Schwedische Delegation nachfolgte. Die Schweden, meist steiferer Natur als die Schweizer, waren zwar korrekt, aber unzugänglicher. Dann hieß es erneut für mich, Stenogramme aufzunehmen, die alten, oft noch nicht ausgeschalteten und behobenen Mängel wurden neu aufgelegt, bestimmt nicht gerade zur Freude der hierfür verantwortlichen Offiziere. Ich hatte manchmal gehofft, daß Morris, der schottische Kurrier innerhalb unseres Lagers, eines Tages auch mal mit seinem Schottenröckchen auftauchen würde, aber nichts

dergleichen geschah. Morris tat mir diesen Gefallen nicht. Eher schätzte er mich mit seinen kühlen Gletscheraugen ebenso kühl ab, wie es wohl seinem Wesen entsprach.

"-----Führer befehl, wir folgen dir!"..... Damals wurde noch an allen Fronten gesiegt. Gefangene wurden eingebracht. Mehr und mehr passierten sie die großen Lagertore. Auch mehr deutsches Bewachungspersonal mußte in Aktion treten, vor den Toren stehen, die um ein Vielfaches angestiegenen hinein- und wieder herausrollenden Gespanne durchsuchen nach eventuell darin verborgenen Flüchtigen, nach ins Lager beabsichtigter hineinzuschmuggelnder Zivilkleidung oder aber nach Kassibern mit Nachrichtenübermittlung, die man tatsächlich auch hin und wieder fand. Oft, ja sogar meistens, war es schwer festzustellen, wer tatsächlich der Urheber, der wirkliche Nachrichtenübermittler war, die Gefangenen hielten zusammen, wir, die Deutschen, waren schließlich ihre Feinde.

Wir hatten keinen Büroleim oder Kleister, wie man es nennen mag. Soldaten, die ihn sonst immer herbeischafften, waren auch nicht da. Also hatte ich die Aufgabe, selbst welchen herbeizuholen. Zu diesem Zwecke mußte ich in eine Gefangenenbaracke innerhalb unseres Vorlagers gehen. Sie war nicht weit von unserer entfernt. Ich hatte den gläsernen Kleisternapf - besser ausgedrückt ein leeres Marmeladenglas - in der Hand und wollte mit diesem gerade durch die Barackentür treten, als sie auch schon von innen aufgerissen wurde. Ich ging nicht, nein, ich flog buchstäblich in das Innere dieses Raumes hinein. Hätte mich nicht ein Gefangener aufgehalten, wäre ich wohl sehr unsanft auf dem Fußboden gelandet, der Länge nach hingefallen. Stotternd brachte ich meinen Wunsch zum Ausdruck. "Can I have a glass of glue, please?" Kann

ich bitte ein Glas Kleister haben?, wobei ich zu kichern anfang und die Gefangenen in ein wahres Gelächter ausbrachen. Das nächste Mal, sollte es dieses geben, würde ich bestimmt wissen, wie man durch diese Lagertür zu treten hatte: nämlich langsam und vorsichtig.

"-----Kein schöner Land - kein besser Land - in dieser Zeit, als wie das unsre weit und breit".....
Ja, das stimmte, zumindest in jenen Augenblicken jener Zeit. Wir Zivilangestellten hatten eine Sektzuteilung bekommen, jeder von uns eine Flasche. Da zu dieser Zeit Leonor aber Verlobung feiern wollte, bat sie mich darum, ihr meine Zuteilung zu überlassen, was ich auch tat. Leonor sollte durch diese geschenkte Sektflasche noch glücklicher werden, wie sie es in jenen Augenblicken schon war.

Eines Tages erzählte sie mir - natürlich unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit - daß es hier im Lager einen Stabsarzt gäbe, der nicht sogleich jeden des zu ihm beorderten Soldaten kv - kriegsverwendungsfähig - schreiben würde. Er wäre strenggläubiger Christ und befände sich sozusagen in einer echten Gewissensnot. Darum überweise er, soweit wie es ihm möglich ist, diese weiter: an einen seiner Berufskollegen. Nicht auszudenken, wenn das herausgekommen wäre, aber wir schwiegen eisern.

Feldwebel Günther hatte es immer mittags so eilig, aus unserer Baracke zu kommen, was direkt auffiel. So erdreistete ich mich eines Tages und nähte ihm prompt beide Ärmel seines Mantels zu, natürlich zum Gaudium aller anderen anwesenden Soldaten. Erst viel später - nach längerem Herumforschen - gestand ich ihm, daß ich selbst der Übeltäter gewesen wäre. Über diesen so komischen Spaß wurde noch lange in unserem Büro gelacht. Aber ein zweites Mal habe ich mir solch' einen Schabernack - oder einen ähnlichen - nicht mehr erlaubt. Der Gedanke des ärmel-

zunahens stammte aber nicht von mir, er wurde von einer anderen Angestellten geliefert, nur daß ich diesen in die Tat umsetzte.

Sommer 1942! Ein Güterzug Gefangener war angekommen. Er kam von der Kanalküste. Die Schlacht um Dieppe war geschlagen worden: zu unseren Gunsten. Viele Gefangene der Alliierten wurden dabei eingebracht. Nun standen sie auf dem kleinen Bahnhof und warteten darauf, Einzug in das Gefangenenlager halten zu können. Alle von uns nur verfügbaren Kräfte, Soldaten, wurden angeboten, um einen möglichst schnellen und reibungslosen Ablauf von Durchsuchung und Registrierung zu gewährleisten. Unsere Baracke wirkte leer, war zur Hälfte ausgestorben, nur wir Zivilangestellte, weibliche Bürokräfte und Dolmetscher, verrichteten unsere Dienste. Auf Wagenkolonnen wurden sie angebracht und seitlich des Gefangenenlagers abgesetzt: auf die Lamsdorfer Heide. Es war ein herrlicher warmer Tag mit Sonnenschein und strahlend-blauem Himmel. Immer mehr Gefangene rollten an, und immer mehr füllte sich die Heide mit diesen so trostlos wirkenden Gestalten. Nun kamen die ersten Trupps anmarschiert, - die zweiten, - die dritten. Sie zogen am Schilderhaus vorbei, an der Barriere, die eigens für sie hochgezogen wurde.

Ich dachte, daß ich mich versehen hätte, aber es war Wirklichkeit. Ein Groß-Teil unter ihnen zog im Hemd, im weißen Unterhemd und nichts darüber tragend, in unser Gefangenenlager ein, auf dem Kopfe den flachen Stahlhelm, viele darunter humpelnd, und einige davon gestützt. Es war schon ein recht trostloser Anblick, was sich da dem Auge bot. Irgendwie schämte ich mich für dieses Bild, dem Einzug der fast nackten Diepper in deutsche Gefangenschaft. Aber ein Trost blieb in jenen Tagen, - zu-

mindest in unserer Dienststelle war es so: Die gewisse Euphorie blieb aus.

Meine Schreibmaschine wurde in das große Offiziersbüro getragen. So, wie es sich ergab, machte es stets ein Soldat unserer Dienststelle. Mir wurde ein Geheim-Bericht diktiert, wonach vor der Küste Englands ölteppiche, ölin-seln, auf das Meereswasser gepumpt worden waren, die angesichts einer deutschen Invasion auf die Insel, in Flammen aufgehen würden.

Es fiel in jene Zeit, da mehr und mehr Unterstände gegen Splitter- und Bombenschutz bei uns im Lager gebaut wurden. Es wurde mit Fliegerangriffen gerechnet, die sich auf das oberschlesische Industrieviertel erstrecken würden. Auf die IG-Farben, die ein großes Werk im damaligen Heydebreck erstellt hatte, und natürlich auch auf die oberschlesischen Großstädte mit ihrem Kohlengruben. Das waren lohnende Ziele für die Einsatzverbände der britischen Luftwaffe. Eines Tages, es war Fliegeralarm, und wir befanden uns in den sogenannten Unterständen, als eine heftige Detonation hörbar wurde und die Luft erschütterte, Rittmeister Bönisch meinte, daß eine Bombe niedergegangen sein müsse, worauf ihm Hauptmann Metz entgegnete: "Bönisch, dann ständen Sie nicht mehr da," worauf ein allgemeingültiges Gelächter hörbar wurde.

Gundulas Schwester Heidi, die gerade frisch von der Schulbank eines Mädchen-Lyzeums kam, fand ebenfalls in diesem Lager eine Anstellung, zwar nicht direkt bei uns im Barackenlager, aber nebenan. Dort wohnten auch viele unserer weiblichen Zivilangestellten.

Eines Tages wurde die Kunde laut, daß Alma, jene schon etwas ältere Dolmetscherin, beim Auswerten ausländischer Briefpost ertappt worden wäre. Ihr sollte ein

Prozeß gemacht werden. Alma reagierte allergisch darauf, indem sie gleichfalls eine Anzeige erstattete, wonach im hiesigen Lager die Moral unter den Offizieren gegenüber weiblichem Gefolge lange nicht immer lupenrein gewesen sein sollte. Natürlich kam es zu einem Prozeß - einem langausgedehnten - der sich über Monate hinaus erstreckte. Soldaten als Zeugen wurden hinzugezogen, der eine von dieser militärischen Einheit herbeizitiert, der andere wieder von jener. Man tuschelte unaufhörlich darüber.

Gefreiter Blüm hatte wieder Gefangene zu durchsuchen. Bei kleineren Gruppen, die entweder zu Arbeitskommandos oder aber von Arbeitskommandos kamen, spielte sich in der Regel diese Durchsuchung meist in unserem Barackengänge ab.

Der SS-Kommandant des Lagers wurde abgelöst, es kam ein neuer zu uns. Er war österreichischer aus der Steiermark und Gutsbesitzer. Bald darauf sollte Leonor Kommandanten-Dolmetscherin werden. Sie bekam ein eigenes kleines Büro in unserer Baracke zugewiesen. Ob sie von ihren Arbeitskolleginnen aufgrund ihrer Sonderstellung beneidet wurde, weiß ich nicht zu sagen, aber es könnte schon leicht der Fall gewesen sein, wenn auch nicht gerade öffentlich, so vielleicht doch im geheimen. Ich gönnte ihr diese Aufstiegsmöglichkeit von Herzen. Leonor beherrschte ihr Fach, hatte das Abitur abgelegt und war von einer ungewöhnlichen Freundlichkeit. Zudem sah sie noch ungeheuer gut aus. Leonor war nicht stolz geworden ob ihrer neuen Rangstellung. Eines Tages erzählte sie mir, daß sie heute einen ganz besonders schönen Brief gelesen hätte. Eine israelische Mutter schrieb ihrem gefangengehaltenen Sohne, daß sie wohl wüßte, daß viel Böses und Unrecht geschehen würde, aber trotz allem ihr

Sohn den Deutschen folgen und nie einen Fluchtversuch unternehmen sollte. Zu jener Zeit war Israel noch britisches Mandatsgebiet. Sie würde allabendlich für ihn beten, daß er eines Tages, wenn es an der Zeit wäre, wieder zu ihr zurückkehren könnte. Wir fragten uns, wo es hier einen Unterschied zwischen jüdischer und deutscher Mutterliebe gäbe? Liebe bleibt doch letzten Endes das, was sie eigentlich ist: Eben Liebe! Nichts als Liebe!

Gundula hatte eine Arbeitskollegin, deren Verlobter nach kurzem Heimaturlaub im Osten gefallen war. Sie wollten heiraten. Da sich Nachwuchs einstellen sollte, ließ sie sich um des zu erwartenden Kindes willen standesamtlich trauen: allein und ohne Bräutigam. Das war in jenen Tagen gestattet.

Heute sollte wieder erneut am frühen Nachmittag ein Gasalarm probiert werden. Des Morgens erzählte man davon. Als ich diese Kunde hörte, sank im Nu meine Stimmung auf den gewissen Nullpunkt herab. Mißmutig saß ich vor meiner Schreibmaschine und wünschte mir, daß der Nachmittag schon vorbei wäre. Ich mochte Gasalarme nicht, ja ich haßte sie geradezu. Nun war es soweit. Die Sirene heulte auf und schnellen Schrittes ging es mit Gasmaske zum Bunker. Gleich würde man darin sein. Vom Laufen hatte ich ein ungeheures Herzklopfen bekommen. Gleich würden auch wir Gefangene sein, Gefangene jenes Bunkers, wenn auch nicht vergleichbar mit den richtigen Kriegsgefangenen. Nur für eine kurze Zeitspanne, aber auch die erschien mir schon lang genug. Ich wollte raus aus dem Bunker und schaute durch die Gasmaskenscheibe zum Ausgang hin. Ich mußte nur den richtigen Moment abwarten, da der Ausgang frei wäre und kein Posten in unmittelbarer Nähe stände. Es glückte mir. Durch die Bunkertür getreten, erblickte ich auch schon zwei oder drei

andere Mädchen unseres Lagers, die gleich mir diesen Gasalarm ebenfalls nicht bis zum Ende durchstehen wollten. Einzelne Kriegsgefangene hatten diesen Vorgang innerhalb ihrer Lagerumzäunung beobachtet. Da aber Gasalarme auch von außen überwacht wurden, mußten wir immer um den Bunker herumschleichen, mitunter rennen, um nicht vom jeweiligen Wachpersonal erwischt zu werden. Dabei waren uns die Gefangenen hilfreich, indem sie die Richtung anzeigten, wie wir zu laufen hätten. Und immer stimmte sie.

In jene Zeit fiel auch der Abschluß eines Flugzeuges der Engländer, die wieder einmal dabei waren, ins oberschlesische Industriegebiet einzufliegen, um es mit Bomben zu belegen. Dieser Abschluß erfolgte nicht direkt bei uns, aber in der Nähe. Der Pilot war mit dem Fallschirm abgesprungen und in unser Lager eingeliefert worden, er lag fast vor unserer Bürotür, blutete von hinten, den Fallschirm noch unwirsch auf dem Rücken. Er bat um eine Zigarette. Gefreiter Blüm steckte sie ihm in den Mund. Er wurde in ein Krankenhaus in Neiße eingeliefert. Für meine Begriffe hatte er viel zu lange bei uns herumgelegen.

Ein Zugunglück größerer Art passierte in der Nähe des kleinen Bahnhofs Annahof. Ein Militärzug war mit einem Personenzug zusammengestoßen. Stundenlang war die Strecke gesperrt. Ich saß auf unserem Bahnhof und wartete auf meinen Morgenzug, gleich der vielen anderen. Aber vergeblich. Es wurde Mittag - ein Zug kam nicht. Da beschloß ich, nach Hause zu gehen. Wer weiß, wann, und ob überhaupt heute noch einer kommen würde. Am späten Nachmittage aber fuhren sie wieder an unserem Hause vorbei. In jener Zeit fuhren viele Militäzüge, offene Güterwagen mit Panzern, Geschützen kleinerer und größerer Art, auf unserer Bahnlinie. Oft tagelang und auch des

Nachts. Da wußten wir mit Bestimmtheit, daß irgendwo im Osten wieder eine große Offensive gegen die Russen gestartet würde.

Ich hatte Feierabend und war auf dem Wege zum Bahnhof, wie immer, in Gesellschaft anderer. Ein Trupp Gefangener begegnete uns, marschierte an uns vorüber. Da plötzlich merkte ich, daß ein Gefangener mir etwas auf die Schulter legte, auf meine linke Schulter drauf. Ich ließ dieses "Etwas" abfallen. Wir durften ja nichts von Kriegsgefangenen annehmen, das war uns verboten worden. Der Gefangene selbst mochte es wohl gutgemeint haben, es wäre auch denkbar möglich gewesen, daß er mich vom Sehen her kannte. Aber eine junge Frau, die mit uns ging, dachte da ganz anders. Sie hob dieses Geschenk auf mit der Bemerkung, daß sie daheim ein krankes Kind liegen hätte, ihr Kind, und daß diese halbe Tafel Schokolade ihr gerade recht käme.

In Teschen/Oberschlesien, war ein Zweiglager für Kriegsgefangene errichtet worden. So kam es, daß viele unserer Gefangenen nach dorthin umquartiert wurden. Unser Stammlager war längst zu eng und zu klein geworden. Es platzte aus allen "Nähten." Auch ein Teil des Bewachungspersonals, Zivilangestellte und Offiziere zog von dannen, unter ihnen ebenfalls Major Brinkmann. Auch Gundula, die in der Zwischenzeit geheiratet hatte. Sie wollte ihrem Manne, der in einer oberschlesischen Großstadt beheimatet war, auf diese Weise näher sein. Das war verständlich.

Die Ic hatte einen neuen Chef bekommen: Major Bach. Er war groß, hatte eine hohe, helle Stirn, sein Kopfhair war gelichtet. Er war freundlich, zuvorkommend, menschlich. Ich spürte sofort, daß es mit ihm ein gutes Arbeiten geben würde und ein gutes Auskommen, was auch

der Fall war. Auch unser Bürochef war inzwischen abkommandiert worden, wir hatten einen neuen bekommen. Ihn kannte ich bereits aus dem PÜ-Raum, er war dort Dolmetscher gewesen. Nach dem etwas gestrengen Rudi war ich eigentlich recht froh, daß eine Neubesetzung jener Art erfolgte. Unteroffizier Friedrich - später Feldwebel Friedrich - war im Zivilberuf Gymnasiallehrer und wohnte in einem Städtchen des Oderbruchs, war aber gebürtiger Berliner; ebenfalls war Major Bach Lehrer. Überhaupt hatte die Ic immer wieder Zugänge von Lehrpersonal zu verzeichnen. Die Ic - Abwehr schien hier in Lamsdorf ihr Schicksal zu sein.

Captain Dakers war ein gern gesehener "Gast" - sprich Gefangener - unserer Dienststelle. Man mochte ihn hier wegen seiner ausgesprochenen Menschlichkeit. Und menschlich war auch Major Bach, ebenfalls Feldwebel Friedrich. Zu Dolmetscher Janßen entwickelte sich ein gutes, ein überaus positives Verhältnis. Obwohl er - wie er selbst behauptete - nur Atheist sei. Mister Dakers aber dagegen ein Kirchen- und Glaubensmann, verstanden sich beide äußerst gut. Manchmal brachte auch Dolmetscher Janßen Bücher, Ansichtsbücher vom "Schönen Deutschland" mit, die sich dann Mister Dakers in unserer Dienststelle betrachtete. Einmal war auch die Rede von einer Suspendierung als Obergelichtlichen innerhalb unseres Stammlagers. Meines Wissens nach schlug man für die eventuelle Neubesetzung einen Engländer vor. Er war groß und ein dunkler Typ und einmal in unserem Ic-Büro gewesen. Es war leicht denkbar, daß die sich oft wiederholenden Besuche von Captain Dakers in unserem Büro das Mißfallen seiner Mitgefangenen erregte. Aber, das trug doch zur gegenseitigen Völkerverständigung bei, und diese war doch so notwendig! In einer Zeit, wo alle sich zu hassen schienen.

Einmal sprach Mister Dakers auch davon, daß Australien ein riesiges Land sei und man dort viele Deutsche einwandern lassen könnte. Man bedenke, daß nicht alle Deutschen nur aus schlechten und gewalttätigen Menschen beständen, damals in einer Zeit, wo so unendlich viel an Gewalt und Tücke geschah. Man durfte da nicht alles nur in verzerrter Form sehen.

Einmal, als eine große Schneiderschere auf einem unserer Bürotische lag und Mister Dakers wieder bei uns war und diese erblickte, meinte er, daß er diese nicht anrühren dürfte, denn bereits angefaßte Scheren brächten einem jeweiligen Schneider nur Unglück ins Haus. Mich wunderte damals, daß man im fünften Kontinent unserer Erde das gleiche sagte wie bei uns zu Hause. Auch da war man der gleichen Meinung.

Mister Dakers trug meist seinen riesigen Trapperhut auf dem Haupte, mit einer langen wunderbaren Straußenfeder verziert, die beim Laufen immer so herrlich hin- und herwippte. Einmal, als dieser wieder auf unserem Schreibtisch lag, maß ich meine Körperlänge gedanklich mit jener riesigen Hutlänge- beziehungsweise Hutkrempe ab. Da ich von kleiner Statur bin, brauchte ich nicht viel herumzumessen.

Es ging auf Weihnachten 1943 zu. Man plante wieder eine Weihnachtsfeier zu veranstalten. An dieser wollte ich diesmal auch teilnehmen und nicht wieder, wie im Vorjahr, mich selbst davon aussperren.

Eines Tages klagte mir Friedericke ihr Leid. Ihr Freund wolle nur noch wenig oder überhaupt nichts mehr von ihr wissen. Was aber tun, wenn ein Freund abtrünnig zu werden droht? Nun, Friedericke schien es zu wissen zu wollen.

„Du machst ein Gedicht und ich liefere eine pralle, fette

Weihnachtsgans,“ meinte sie eines Tages zu mir. Nun, das Gedicht konnte sie haben, aber ich wußte schon von vornherein, daß da wohl jegliche Liebesmüh' umsonst sein würde. Die Gans mochte ihm schon gemundet, geschmeckt haben, aber die so sehr gewünschte und erhoffte Rückkehr blieb aus, was auch vorauszusehen war. Nun, Friedericke war jung, sie würde es verkraften. Später meldete sie sich ebenfalls zum Arbeitseinsatz nach Teschen. auch andere, in unserem Lager zum Dienst verpflichtete Mädchen hatten fast die gleichen Probleme wie Friedericke. Es war die Zeit der vielen Lilli-Marlens, die da abends vor dem großen Tore, neben oder unter einer Laterne standen, und auf ihren Landser warteten. Während die Soldaten meist nur an ein kurzes vorübergehendes Amüsement dachten, waren die Mädchen geneigt, festere Bindungen anzustreben, ja dachten sogar oft an eine Heirat.

Auch Poesie, Romantik und Sehnsüchte konnte jene so schwere Kriegszeit noch entwickeln. Man denke da nur an das landein- und landabwärts, ja bis an die Front getragene Lied, - und dort vielleicht ganz besonders - „Heimat, deine Sterne, sie leuchten mir auch im fernsten Land!“, das vielleicht so manchem Landser, auch dem hartgesottesten, eine Träne der Rührung ins Auge getrieben haben mag. Eine Träne der Sehnsucht. Nicht nur allein der Soldat am Wolgastrand, nein, auch derjenige Unbekannte, der irgendwo in großer Einsamkeit der unendlichen Weiten Rußlands Wache für sein Vaterland hielt, mochte sich gleich der Operette „Der Zarewitsch“ nach irgendeinem Engel gesehnt haben, vielleicht nach seiner immer verstehenden Mutter, Frau, Geliebten, oder gar dem treuen Hofhund, der irgendwo in der Heimat zurückbleiben mußte und ebenso wie er, Sehnsucht nach ihm hatte, aber nicht bei ihm sein konnte. Damals war wohl jenes

Lied das Lied aller Lieder.

Einige Tage vor dem Christfest sollte unsere Weihnachtsfeier stattfinden. Ich zog daher mein bestes daheim im Schrank hängendes Kleid an: Es war kornblumenblau und hatte vorn einen weißen Spitzeneinsatz eingearbeitet, mit dazugehörendem Bubikragen, darüber eine weiße Strickweste, ein sogenanntes Wiener Jäckchen mit Stickelei.

Diese Weihnachtsfeier verlief genau wie all' die anderen Weihnachtsfeiern auch bisher verlaufen sein mochten. Es wurde gegessen, getrunken, wenn auch nicht viel, und jedem eine Weihnachtstüte beschert. Gesungen das Lied von der "Heiligen Nacht", "Leise rieselt der Schnee" und andere Festtagslieder. Man schaute ins flackernde Kerzenlicht des Weihnachtsbaumes, roch den Kerzenwachs und war zufrieden. Zumindest in jenen Augenblicken. Es war Krieg, es gab Schlimmes, und es konnte auch noch viel Schlimmeres geben, dessen war sich ein jeder der hier Anwesenden wohl auch bewußt. Wer weiß, ob wir im nächsten Jahr noch so friedlich nebeneinander bei gold-rötlichem Kerzenschein sitzen würden? Niemand konnte das wissen, auch nicht, ob es überhaupt noch ein nächstes Weihnachten für uns alle gab!

Weihnachten, - Menschlichkeit, Weihnachten, - Brüderlichkeit, Weihnachten, - Sternenreigen der Vernunft, Weihnachten - Friede! Und nachher? Was kam nachher? Wieder Uneinigkeit, Zwist, Unmenschlichkeit, Feuersbrunst und Kampf? Wollten wir es nicht anders, konnten wir es nicht anders, wußten wir es nicht anders? Ein Frage-spiel ohne Antwort.

Bevor diese Weihnachtsfeier begann, hatte ich noch ein Erlebnis. Ein Erlebnis nicht gerade erquicklicher Art. Ich wollte mich frisch machen, meine Frisur ordnen und der-

gleichen, und suchte für diesen Zweck eine Toilette auf, innerhalb unseres Lagers. Ich trug weißen Nagellack auf meine Fingernägel, begann diesen trockenzuschleudern. Da passierte es: Das Schloß meiner Armbanduhr mußte sich in jenen Augenblicken geöffnet haben, sie rutschte über meine Hand hinweg und flog direkt in den Ablauf der Toilette hinein. Ich war sprachlos. Meine selbstverdiente Einhundertzwanzig-Reichsmark-Uhr im Toilettentopf zu wissen, war nicht gerade angenehm für mich. Ausgerechnet dorthinein mußte sie fallen? Panikartig verließ ich die Toilette und flüchtete mich zu einer Gruppe auf dem Gang herumstehender Mädchen. Auch Marla stöberte ich auf. Ich erzählte von meinem Mißgeschick, meinem Pech, das ich soeben erlitten hatte, ja, sprudelte es förmlich heraus, worauf ein ungeheures Lachkonzert hörbar wurde. Laut und in allen Tonarten. Gemeinsam zogen wir zur Toilette, und jeder warf einen Blick auf die so friedlich daliegende Uhr im schimmernden Naß. Ob sie überhaupt noch lief? Ich mochte sie nicht herausholen, ebensowenig die anderen. Von ihnen hätte ich es auch nicht erwarten dürfen. Irgendwann aber erblickte ich Pauli und erzählte ihm ebenfalls, was gerade vorgefallen war. Pauli wollte mir helfen. Er suchte ein Stöckchen und fischte mit diesem meine Armbanduhr aus der Toilette heraus. Er hatte auch noch die Freundlichkeit, sie im Handwaschbecken zu säubern. Natürlich lief sie nicht mehr, sie würde wohl zuviel Wasser geschluckt haben. Gefreiter Pauli wollte sie am nächsten Tage zu einem Lagergefangenen, der Uhren reparieren konnte, bringen lassen. Bei jenem Gefangenen hatte ich sie schon einmal während meines Lageraufenthaltes hier. Nur mußte man längere Zeit warten, bis man sie wiederbekam. Aber der gute Pauli würde es schon machen. Die Weihnachtsfeier ging seinem Ende entgegen. Heimlich

entwischte ich dem großen Festtagsraume. Ich wollte es wagen, allein, ohne Begleitung den Weg durch den Wald zu laufen, auch wenn mir dabei fast ein Gruseln über den Rücken lief. Ich wollte stark sein. Marla würde mit dem Fahrrad nach Hause fahren, die anderen Mädchen schliefen fast alle im Lager, sie hatten ihre Zimmer da. Im Rücken das Licht der Scheinwerfer, vor mir die Dunkelheit der Nacht, unter meinen Füßen die hartgefrorene Erde und Schnee darüber, der unter den Stiefelsohlen knirschte. "Weihnachtlich glänzte der Wald!", genau, wie wir ihn während der Feier besungen hatten, Ich mochte ungefähr ein gutes Viertel der Wegstrecke zurückgelegt haben, da fing ich mich plötzlich an zu fürchten, aber ganz jämmerlich und wollte schon wieder zurückgehen. Aber, so sagte ich mir, daß ja wohl in der Zwischenzeit alle Anwesenden der Weihnachtsfeier längst nicht mehr dort sein würden, sondern in ihren Barackenräumen, also lief ich tapfer weiter. "Wenn ich am Heldengedenkfriedhof vorbei sein würde, hätte ich schon ein großes Stück des Weges zurückgelegt," ging es mir durch den Kopf. "Dann nur noch die Biegung nehmen und von weitem wäre schon der kleine Bahnhof sichtbar." Als ich dann endlich die spärliche Beleuchtung des Bahnhofs erblickte, hätte ich jubeln mögen. Eine Zentnerlast schien in jenem Augenblick von meinem Herzen gewichen zu sein, das einen Trommelreigen ganz besonderer Art vollführte. Erst jetzt verlangsamte ich meinen Schritt. Auf den Nachtzug brauchte ich nicht lange zu warten. Der Weg bis zu meinem Elternhaus war kein weiter. In jener Nacht passierte ich nicht einmal mehr die Bahnhofssperre, sondern sprang über die Bahngleise hinweg und lief wie von Furien gehetzt an unserem großen, langen Holzplatz vorbei, solange noch das Licht der Bahnhofsmastlampen brannte. Nachher würde er wieder in völ-

liger Dunkelheit sein, daliegen. Ich kam erst zur Ruhe, als ich vor unserer Wohnungstür stand. In jener Nacht hatte ich eine Leistung vollbracht, fand ich. Etwas ganz Großes, fast einer "Heldentat" gleichzusetzen. Noch nie zuvor in meinem Leben war ich zu so später Stunde allein unterwegs gewesen, geschweige denn durch ein Waldstück gegangen und wäre es vermutlich nie, wenn ich nicht ausgerechnet in jene Dienststelle geraten wäre und eine Weihnachtsfeier stattgefunden hätte. Eine nochmalige alleinige Durchquerung dieses Waldes würde es für mich nicht mehr geben, das wußte ich genau.

Kurz vor dem Fest, so auch in diesem Jahr, war wieder das uns schon bekannte "britische Lagerfieber" ausgebrochen. Es schien reihum zu gehen, Mann für Mann zu erfassen. Man war in Erwartung der Weihnachts- und Neujahrsbotschaft des Königs. Solch' eine Botschaft, solch' ein Ereignis, bedeutete den Engländern viel, wenn nicht sogar alles. Briten standen und stehen bekanntlich treu zu ihrem Königshaus. In der Mehrzahl! Sie achten und schätzen die Royals. Dieses "Fieber" würde sich erst legen, wenn die Botschaft verlesen und danach ausgegangen war, um sie allen zugänglich zu machen. Den englischen Text dieser Botschaft würde ich vermutlich, wie auch schon im Vorjahr, so auch in diesem, auf eine Matrize zu übertragen haben, um Abzüge den jeweiligen Arbeitskommandos zukommen zu lassen, was auch so war.

Eines Wintertages meinte ein Gefangener, daß er nur Feuer in den großen Barackenofen, dem einzigen unserer Dienststelle, für das schreibende Fräulein - für mich machen würde, die deutschen Soldaten aber könnten von ihm aus frieren und erfrieren.

Es war Mittag! Rittmeister Bönisch hatte sein Postüberwachungsbüro abgeschlossen und lieferte den Schlüssel in

unserer Dienststelle ab. Ich stand an dem großen Kachelofen und wärmte mich, merkte aber sofort an seinem Verhalten, daß er etwas auf dem Herzen trug. Er stand da und schaute einige Sekunden auf seine blankgewienerten Stiefelspitzen herab. Rittmeister Bönisch hatte die Angelegenheit, immer bevor er zu sprechen begann, erst ein Räuspern von sich zu geben. So auch dieses Mal. Vom letzten Sommer her war er immer noch böse auf mich wegen der von mir ausgekippten Wasserschüssel auf die Blumenbeete draußen unter dem Fenster unserer Lagerbaracke, genauer gesagt der Schmutzwasserschüssel. Nun wollte er sich wieder versöhnen, was mir sehr recht war. Mir paßte es schon lange nicht, immer, wenn es sich einrichten ließ, den "gewissen Bogen" um ihn herumzumachen. Nun würde sich das ändern. Ich war froh darüber.

Eines Nachmittags betrat ein schneidiger Offizier unseren Büroraum und bat darum, daß ich etwas für ihn schreiben dürfe, er selbst hätte keine eigene Kraft dafür. Natürlich erlaubte es Major Bach. Er hatte den unverkennbaren Wiener Dialekt an sich und kam auch aus der Donaumetropole. "Ein echter K. u. K.-Offizier der alten Donaunarchie", ging es mir durch den Kopf. Wie aus dem Bilderbuch geschnitten. Dazu höflich, zuvorkommend, charmant. Er war es auch, der mich überredete, nicht mehr in der dritten Klasse der Eisenbahn zu fahren, sondern ab sofort per zweiter. Bisher hatte mir aber immer noch die dritte genügt. Natürlich war das Fahren in der zweiten Klasse schon angenehmer und die Polstersitze weich. Leonor benutzte sie schon lange und Gundula hatte es zuvor auch schon getan, nur ich und Christel waren in dieser Beziehung eben rückständig geblieben.

Zu jener Zeit fand so mancher, mir fremde Lageroffizier, den Weg an meine Schreibmaschine, selbst der briti-

sche Lagersheriff, natürlich nur auf Erlaubnis hin.

Eines Tages, im Sommer 1943 mochte es gewesen sein, brachte man Internierte zu uns ins Lager, meist ältere oder sogar alte Menschen. Daß man diese nicht nach Hause schickte, war für Manchen von uns unbegreiflich. Warum hielt man sie eigentlich fest, wo sie doch keine echten Kriegsgefangene waren? Mehr noch: Nicht einmal auf's Alter dieser Menschen hatte man Rücksicht genommen. Gab es Rücksichtnahme überhaupt noch? Wohl keine!

Ein Trupp Gefangener hatte sich in Bewegung gesetzt, er sollte zu einem Arbeitskommando gebracht werden. Zwei Wachtposten schritten daneben. Ich hatte Feierabend, und wollte, gleich den Gefangenen, ebenfalls aus dem Lager heraus. Ich natürlich freiwillig, aber einer unter den Gefangenen nicht. Er wollte im Lager verbleiben, wohl nach dem Motte: "Was man hat, das weiß man, - aber was man bekommt, eben nicht!" Plötzlich weigerte er sich, weiterzugehen. Ich hörte lautes Stimmengewirr hinter mir und drehte mich deshalb um. Ich sah den deutschen Wachtposten mit dem Gewehrkolben auf jenen Kriegsgefangenen zulaufen, er wollte ihn schlagen. Ich glaube noch heute daran, daß mein damals laut ausgestoßener Schrei dem Gefangenen den gewissen Kolbenschlag erspart hat. Er wurde gehört. Major Bach öffnete daraufhin das Bürofenster und fragte mich, warum ich geschrien hätte. Ich erzählte ihm, was sich augenblicklich zugetragen hatte. Der Gefangenentrupp wurde daraufhin aufgehalten, der Wachtposten zum Major befohlen. Am nächsten Tag erkundigte ich mich nach dem Ausgang jener Begebenheit. Er wäre zur Zufriedenheit ausgelaufen, sagte man mir? War er das wirklich? Der Gefangene mußte trotz seines Protestes zum angewiesenen Arbeitseinsatz.

V-Männer innerhalb unseres Lagers wurden, wie ich er-

fuhr, mit einer Armbanduhr ausgezeichnet. Sozusagen als Geschenk für ihre "besonderen Dienste". Natürlich konnte man das auch anders nennen. Auch Zivilkleidung haben sie erhalten und wenn erforderlich, eine Umbenennung ihres Namens.

Aber auch Engländer und ihre Verbündete hatten Augen im Kopfe. So geschah es einstens, als ich und Leonor das Lager verließen, daß einer oder auch mehrere unter ihnen, einen für uns in Diensten stehenden V-Mann besonderer Art erkannt haben mochten. Sie drehten sich nämlich - seiner ansichtig geworden - mehrere Male nach ihm um. Wäre er ihnen unbekannt gewesen, hätten sie es bestimmt nicht getan.

Eines Tages war die Kunde im Umlauf, daß man innerhalb unseres Gefangenenlagers eine abgehackte Männerhand gefunden hätte. Natürlich entwickelte sich daraufhin eine blühende Phantasie im ganzen Lagerbereich. Wo eine abgehackte Hand existierte, würde es wohl auch verscharrte Tote geben. Das Gefangenenlager wurde eifrig durchforscht. Spürhunde taten das Ihre. Von im Lager verscharrten Toten habe ich nie etwas gehört. Natürlich werde ich gar Manches nicht erfahren haben, wahrscheinlich sogar vieles. Nun, es lag klar auf der Hand, daß Menschen, junge Menschen, wo so Manch' einer fast fünf Jahre hinter Stacheldraht verbringen mußte, unfreiwillig verbringen mußte, Menschen verschiedener Art, Herkunft und Bildung, ihre Nerven verloren. Ein richtiges Privatleben gab es nicht, die Enge der Barackenräume vor Augen, stündlich, täglich, immer das gleiche Bild. Hinzu kamen die viel zuwenige Bewegung, der ständige Freiheitsentzug, das ewig Gleichbleibende. All' das konnte schon Aggressionen wecken, mußte es wohl sogar. Aggressionen heraufbeschwören. Vielleicht auch welche schlimmster Art.

Lange war es nicht immer so, - auch nicht einmal in einem Gefangenenlager, wo viele Nationalitäten zusammenlebten - daß jeder Tag vollgestopft von brisanten, aufregenden Neuigkeiten war, nein, es gab auch Wochen des völligen Gleichklangs, der völligen Gleichförmigkeit, wo überhaupt nichts passierte. Nichts Wesentliches, nichts Errendes. Jeder Tag nahm dann seinen Gang, wurde hingenommen, so wie er war und vielleicht nach dem Motto: "Keine Neuigkeiten, - gute Neuigkeiten!" Dann wieder trat ein Wechselbild ein. So wiederum eines Tages: Holländer wurden eingeliefert, holländische Offiziere, fünfundzwanzig an der Zahl. Dies weiß ich noch sehr genau, da ich an jenem Tage fünfundzwanzig Vernehmungen zu schreiben hatte, die mir Dolmetscher Jahn in die Schreibmaschine diktierte, während mir gegenüber ein neuseeländischer Gefangener saß; dunkel, wie es einem Maori zukam. Sie waren fast alle gleich groß, blond und blauäugig. So etwas sieht man, wenn sie einem gegenüberstehen. Sie hatten die Militärakademie in Breda - Holland -, besucht und waren einem anfahrenen Gefangenentransportzuge entsprungen.

Der Kriegsgefangenenstimmungsbericht war fällig. Montag hatte er in Berlin zu sein. Es war Samstag, Samstag-Mittag. Während das unterschriebene Anschreiben schon fix und fertig dalag, war vom eigentlichen Stimmungsbericht noch nichts zu spüren. Man redete zwar von diesem, aber handelte nicht, indem man mir hätte die entsprechenden Zeilen diktieren müssen. Stattdessen wurde ich nur hin- und hergeschickt. Hauptmann Metz verwies mich zu Rittmeister Böhnisch, Rittmeister Böhnisch wieder zurück zu Hauptmann Metz, der, wie er meinte, nur einzig und allein für diese Sache zuständig wäre, Hauptmann Metz aber behauptete das Gegenteil. So wurde ich

einige Male im Wechselreigen von einem zum anderen verwiesen. Schließlich waren beide Offiziere gegangen und würden für diesen Samstag nicht mehr zu erreichen sein. Ich aber hatte meinen Nachmittagszug verpaßt, der mich nach Hause bringen sollte. Brütend saß ich vor meiner Schreibmaschine, allein in der großen Lagerbaracke. "Was nun?", überlegte ich. Sollte ich diesen selbst fertigmachen? Bei jenem Gedanken wurde ich hin- und hergerissen. Schließlich entschied ich mich für ein eigenmächtiges Handeln. Ja, ich würde ihn selbst schreiben. Da ich bisher immer Stimmungsberichte geschrieben hatte, wußte ich wie diese abzufassen wären. Und besondere Vorkommnisse innerhalb unseres Lagers gab es keine, so daß ich eigentlich nach dem berühmten Schmea "F" verfahren konnte. Zufrieden war ich erst, als ich die Doppel-Briefumschläge zugeklebt und den Brief im Einschreibebuch registriert hatte. Um 16.30 Uhr würde mich der nächste Zug nach Hause bringen und um 18.00 Uhr die Post erst schließen, so daß mir noch genügend Zeit verblieb, diesen dort eigenhändig abzuliefern.

Montag-Morgen! Hauptmann Metz schien es an diesem besonders eilig zu haben, denn so früh, wie an jenem Morgen, war er eigentlich noch nie erschienen, nicht, daß ich es je gesehen hätte. Nun, der fällige Stimmungsbericht, der heute ja bereits in Berlin zu sein hätte, mag ihm vielleicht des Nachts ein gewisses Alpdrücken verursacht haben, auch wenn die Zeilen fast immer dieselben blieben. Panikartig hatte er das Einlaßtürchen der Wand geöffnet, kaum einen Gruß stammeln, aber sofort an den Stimmungsbericht erinnern und mich mit Schreibutensilien in den Offiziersraum bitten. Ich lächelte nur, schaute ihn etwas länger als gewöhnlich an und meinte schließlich, daß dieser schon längst draußen wäre. "Was - wie?!" - tat

er verwundert. Daraufhin erzählte ich ihm meine ganze, am Samstag-Nachmittag "erlittene Tragödie", die mich eigentlich zu dem Entschluß veranlaßte, jenen Stimmungsbericht selbst zu entwerfen und auch abzuschicken. Irritiert sah er mich daraufhin an und bat schließlich um die Kopie des Berichtes, las sie und meinte in seiner, ihm anhaftenden trockenen Art: "Fräulein....., ein Aas, ein kleines Aas sind Sie doch!, aber der Bericht ist gut."

War es Zivil-Courage, war es verletzte Eitelkeit, die mich zu jenem Schritte führten? Nun, ich glaube, es war beides.

Wo junge Menschen beieinander sind, fallen Ideen. Es kann gelacht werden, - es wird gelacht. Ich hatte mir eine bereits ausrangierte und viel zu kleine Strickweste mitgebracht, die ich irgendwie umfunktionieren wollte. Nur für welchen Zweck, das wußte ich noch nicht. Wir sahen uns dieses, in der Farbe mittelblau, noch recht gut erhaltene Strickzeug an und wußten nicht, was wir mit diesem so recht anfangen sollten. Da verfiel ich der Idee, Fäustlinge daraus zu schneiden, große Fausthandschuhe für den Winter, obwohl es doch erst Sommer war. Gedacht, - getan! Die Handschuhe waren zugeschnitten und rote Wollfäden hatte ich mitgebracht. Sie lagen in meiner Strohtasche, desgleichen eine dicke Nähadel mit großem öhr. Nun konnte meine Näharbeit beginnen. Ich hatte kaum die ersten Stiche angesetzt, als Captain Dakers in unserem Büro erschien. Bisher hatte er immer eine schreibende Deutsche in diesem Rame gesehen, jetzt aber eine nähende. Er warf einen Blick auf meine viel zu groß zugeschnittenen Fäustlinge, die ich später daheim nochmal umfrisierte und meinte, daß deutsche Frauen und Mädchen die fleißigsten dieser Erde wären. Ob jener Worte fühlten wir uns alle geschmeichelt. Die Handschuhe aber taten in den gestren-

den Wintertagen gute Dienste.

Eines Tages wurde uns eröffnet, daß wir nun auch Sonntagsdienst zu leisten hätten: reihum, was mir überhaupt nicht gefiel. Es war die Zeit, in der man begann, Schützengräben auszuheben. Meinen Unmut hierüber äußerte ich auch eines Tages Major Bach, der darauf erwiderte, daß es wohl wesentlich Schlimmeres gäbe, als Sonntags hier zu erscheinen, womit er schon recht haben mochte. An Wochentagen war ich gerne hier im Lager und tat auch ebensogern meine Arbeit.

Die Zeit des totalen Krieges war angebrochen. Entsprechend total sollte auch die Leistung eines jeden von uns sein. Eines Nachmittags wurde ich zum Lagerkommandanten bestellt. Was sollte ich denn bei ihm? Ich ahnte schon nichts Gutes und wußte schon im voraus, worauf er anspielen wollte. Und so war es dann auch. Er würde mich tagtäglich nach 16.00 Uhr nachmittags mit der Tasche in der Hand Richtung Bahnhof schlendern sehen, meinte er, ob es mir denn entgangen wäre, daß wir in einem totalen Kriege steckten? Total würde hier auch längerer Dienst bedeuten. Nun hatte ich während meines Hierseins im Lager erneut einen Ruffel einstecken müssen, wieviele würden denn noch folgen? Ich mußte tagtäglich morgens 1/4 nach 5.00 Uhr aufstehen, war um viertel nach sieben Uhr in meiner Dienststelle, bei Wind und Wetter, machte, wenn erforderlich, über Mittag Dienst und sollte nach Meinung des hiesigen Kommandanten bis 18.30 Uhr vor der Schreibmaschine sitzen, neuestens jeden zweiten Sonntag mit einbegriffen. Das war mir zuviel. Ich lehnte mich quasi dagegen auf und wollte eine Lösung meines Dienstverhältnisses schriftlich beantragen, was ich wenige Tage darauf auch tat. Bereits schon vorher hatte ich einmal mit einem Stabsarzt über meine Dienstzeit hier debat-

tiert. Er war der Ansicht, daß diese hier lange genug sei und äußerte Bedenken hinsichtlich einer Verlängerung. Ich beschloß, zu meinem Arzt zu gehen und mir ein schriftliches Attest über meine Herzerkrankung geben zu lassen. Dieses wollte ich meinem Kündigungsschreiben beilegen.

Rittmeister Bönisch hatte es mal wieder auf mich abgesehen. "Pst! - Feind hört mit!" Diese vier Worte wurden den Deutschen zu jener Zeit buchstäblich eingehämmert. Überall waren sie gegenwärtig. So auch hier! Aber noch mehr: Speziell auf die Dienststelle des Lagers bezogen, - "sieht mit, könnte auswerten." Die Kriegsgefangenenpost! Deshalb sollte über Mittag die Baracke abgeschlossen werden. Nun ergab sich für mich die Frage, wohin sollte ich in dieser Zeit gehen? Ja, das wußte so recht niemand. Einige Male ließ ich mir dies gefallen, ich verließ die Lagerbaracke, gleich den anderen. Nur zwischen mir und jenen bestand ein gewisser Unterschied. Da sie fast ausnahmslos von auswärts herbeigeeilt waren, hatten sie auch ihre Zimmer innerhalb des Lagergeländes. Diese konnten sie über Mittag aufsuchen, ich aber nicht. Und aufdrängen wollte ich mich keinem. So weigerte ich mich schließlich, unser Büro in jenen Stunden zu verlassen. Dies teilte ich auch unserem Bürochef, Herrn Friedrich, mit. Er stand auf meiner Seite. Eines Tages, Feldwebel Friedrich war noch in unserem Büro zugegen, ebenfalls im Offiziersraum Major Bach, als Rittmeister Bönisch mit dem Schlüssel in der Hand, wieder unser Büro passierte, öffnete sprunghaft Feldwebel Friedrich das Wandtürchen und bat Major Bach um Klärung der Angelegenheit. Noch heute erinnere ich mich jener Worte, die damals fielen: Ich wäre nicht des Rittmeisters Angestellte, über die er frei verfügen könnte, sondern einzig und allein nur die der

Ich. Und da ich auch G-Sachen schreiben würde, hätte ich hier das Recht, weiterhin über Mittag in der Baracke zu bleiben. "Jawohl Herr Major, - jawohl Herr Major!", nahm Rittmeister Böhnisch dies zur Kenntnis. Nun hatte ich mein angestammtes Plätzchen wieder. Mehr wollte ich nicht.

Eines Tages meinte Dolmetscher Jahn zu mir, daß er eine Baude bei Freiburg im Breisgau käuflich erwerben könnte, dazu ein Eselchen für den jeweiligen Einkauf, da die Baude abgelegen liegen würde. Er hätte 5.000 Reichsmark in seiner Brieftasche. Sollte er kaufen oder sollte er nicht kaufen? Er erbat meinen Rat in dieser Angelegenheit. Ich ermunterte ihn zu einem Kauf. Und er kaufte auch jene Baude, auch das graue Eselchen kam hinzu. Auf eine Bergbaude würden wohl schon keine Bomben fallen.

Auch bei uns hatten die Fliegeralarme bzw. -angriffe auf Oberschlesien zugenommen. Sie gewannen mehr und mehr an Heftigkeit und Stärke. Die Gefangenen unseres Lagers waren äußert beunruhigt. Aber etwas gehässige Stimmen meinten, warum diese Aufregung unter ihnen?, schließlich wären es ja ihre "Brüder", die da vom Himmel herabpurzelten. Tödliche Brüder!

Auch die jeweiligen Gasalarme nahmen in unserem Lager zu, oft mied ich sie, versteckte mich hinter dem Büroschrank oder kroch unter einen Schreibtisch und ließ mich in der Lagerbaracke einschließen.

Leonor hatte es sich wieder einmal zum Ziel gesetzt, in ihrem kleinen Büro englische Nachrichten abzuhören. Während sie am Radioknopf herumdrehte, stand ich draußen vor der Bürotür Schmiere.

Festung Graudenz! Schon allein diese zwei Worte konnten einem einen Schauer über den Rücken jagen lassen: rauf- und runterzu. Festung Graudenz, im Osten gelegen,

- bekannt - berüchtigt! Graudenz bedeutete Haft, streng-isolierte Haft mit all' ihren furchtbaren Erscheinungsformen, unerträglich für den Einzelnen, der zu grauer Festungshaft verurteilt wurde. Nicht nur allein Deutsche, die in den Augen der damaligen Machthaber "ihrer" Sache nicht mehr dienten, abtrünnig in irgendeiner Weise geworden waren, konnten zur Festungshaft verurteilt werden, nein, es genügte ihnen noch nicht, auch Ausländern wurde diese "Haftstrafe" noch zugedacht.

So eines Tages: Es war Vormittag! Zwei Wachtposten betraten unser Büro, im Gefolge ein alliierter Kriegsgefangener, marschfertig für den Abtransport nach Graudenz. Unser Bürovorsteher und Dolmetscher Friedrich sprach noch einige Worte mit dem Gefangenen. Warum er das getan hätte? fragte er ihn, wo er doch wußte, daß jeglicher Verkehr zu deutschen Frauen verboten wäre. Der Gefangene zuckte nur mit den Achseln und sah dabei lächelnd mich an. Nachher meinte Bürovorsteher Friedrich zu mir: "Als ob Liebe nicht international wäre", und schüttelte dabei mit dem Kopfe. Daß er wegen dieser kleinen Mißachtung des damaligen Gesetzes zu einer Haftstrafe nach Graudenz verurteilt wurde, konnte ich nicht begreifen.

Armer Tommy! Wie mag es dir nur in Graudenz ergangen sein? Hoffentlich spendeten dir die Worte von Pfarrer Dakers einigen Trost und waren dir Wegzehrung für lange, trübe, beschwerliche Hafttage in Deutschland.

Eines Mittags meinte Major Bach zu mir, ich solle ihn am Nachmittag daran erinnern, daß an fünf verschiedene Arbeitskommandos innerhalb des oberschlesischen Industrieviers geschrieben werden müsse. Es sei wichtig und eilig! Es handelte sich um verschiedentlich zu engmaschige Kontakte der Gefangenen zu Deutschen, zumindest

um Versuche in dieser Richtung hin. Das durfte damals nicht sein in jener so erbarmungslosen und gnadenlosen Zeit voll von Fanatismus geladen. Fanatismus schien eine wohl unkorrigierbare Wesenheit zu sein, deren man kaum oder überhaupt nicht habhaft werden konnte. Wesentliche Entzugsformen schien es damals und scheint es auch heute wohl noch nicht zu geben. Jene Kriegsgefangenen, um die es sich handelte, sollten ausgetauscht gegen andere, neue, werden, die dann aus unserem Lager nach Oberschlesien gebracht werden sollten. Ein Aufeinanderzugehen von Mensch zu Mensch, von Nation zu Nation, durfte es nicht geben, sie wurde von uns als ein gewisses Alarmzeichen betrachtet und demzufolge auch gevertet.

Aber, obwohl ich im allgemeinen ein recht gut funktionierendes Gedächtnis hatte, vergaß ich diese Angelegenheit. Auch Major Bach schien gänzlich sein Erinnerungsvermögen daran verloren zu haben, nicht nur für einen Tag, sondern wohl für lange Zeit hindurch, denn solange ich im Lager Lamsdorf war, kam dieses Thema nicht mehr auf und zur Sprache. Es war durch unser Vergessen weggeschwunden.

Aber eines Tages holte mich die Erinnerung dennoch wieder ein, zwar reichlich spät und wohl recht zerklüftet, - aber sie war da: Wohl ungefähr ein Jahr nach Kriegsende!

Möglich, daß es Major Bach eines Tages nach Kriegsschluß ähnlich erging. Damals befand ich mich gerade in erschreckend- verzweifelten Stadium der Suche einer Bleibe als heimatloser Flüchtling, denn ich und wir alle im Osten Deutschlands hatte unsere Heimat verloren. Gleich nach Kriegsende! Eine neue habe ich eigentlich nie finden können, alles Suchen war da zwecklos.

Aber ein Trost in dieser vergessenen Angelegenheit blieb: Die einstigen Gefangenen des Reviers blieben dort

in ihrer Unterkunft, wo sie waren, wurden nicht ausgetauscht, und haben hoffentlich ihre zaghaft-versuchten Kontakte zu den Deutschen etwas weiter und besser ausbauen können. Wie weit, das weiß ich nicht. Unser beidseitiges Vergessen möge für sie in dieser Richtung hin von Nutzen gewesen sein. Hoffentlich hat es zu einer Völkerverständigung, - wenn auch nur in kleinstem Umfang und Ausmaß - geführt und beigetragen. Ich wünschte es mir. Mit diesem Vergessen haben wir uns nichts vergeben, im Gegenteil nur unser Gesicht gewahrt, wenn auch auf recht ungewöhnliche Weise.

Eines Mittags schlenderte ich über die Heide. Es war Spätsommer. Vor mir turnte ein Offizier auf seinem Fahrrad herum, noch jung an Jahren. Er wollte mir wohl seine Geschicklichkeitskünste zeigen, vielleicht sogar imponieren. Aber nicht lange. Ein plötzliches Wanken, ein Kaupeln von Fahrrad und Fahrer und beide lagen der Länge nach auf dem Erdboden. Zuerst das Rad, dann der Fahrer selbst und - darüber. So schnell wie er gefallen war, stand er auch wieder auf den Beinen und fort war er.

Ich schritt weiter des Weges. Meine Augen entdeckten etwas: Was Hochstehendes. Noch konnte ich nicht erkennen, um was es sich handelte. Erst als ich näher kam, wußte ich es; wurde es mir zur schrecklichen Gewißheit. Was da inmitten der rötlich-violett blühenden Heide stand, war ein Galgen, ein aufrechtstehendes Galgengerüst. Ein Galgen auf unserer Heide? Unglaublich! Dann hatte er die Funktion des Aufhängens zu erfüllen. Warum, weshalb, wieso? Wen um himmelswillen lieferte man an den Galgen? Etwa russische Gefangene? Nun, ich war ganz in der Nähe des Russen-Gefangenenlagers. In diesem waren auch andere Ostvölker untergebracht. Die Heide, unsere Heide hatte viele Wege. Warum ausgerechnet ging ich an

jenem Mittag diesen entlang? Ich wußte es nicht. War es Zufall, Schicksal oder gar Fügung? Mußte ich das Galgengerüst mit der Hanfschlinge sehen? Wahrscheinlich! Es ging mir nicht mehr aus dem Kopfe. Warum tat man das? Das war in jenen Tagen meine Frage. Warum - warum - warum?

Mein Kündigungsschreiben schien zu den Akten gelegt worden zu sein, zu den Akten bereits erledigter Vorgänge. Man schien es zu ignorieren, reagierte überhaupt nicht darauf. Wochenlang wartete ich auf eine Stellungnahme, einen Bescheid. Aber vergebens. Stattdessen hatte ich tagtäglich bis abends Dienst zu machen. Da wußte ich, daß ich dahinterhaken mußte. Ich fragte immer wieder den freundlichen Stabsoffizier des Rechnungswesens, dem auch die Personalbetreuung unterstand, warum ich in dieser Angelegenheit, meiner Angelegenheit, nichts hören würde. Ich ließ nicht locker damit. Bis er mir eines Tages klipp und klar erklärte, daß ich überhaupt nicht entlassen werden könnte, nicht kündbar wäre, da ich u.a. auch G-Sachen - Geheimsachen - schreiben würde. Also da saß der Haken! Gedacht hatte ich es mir schon. Aber eines Tages wendete sich doch noch alles für mich zum Guten, zu meiner Zufriedenheit.

Major Bach war von der Tischzeit zurückgekehrt. Er mußte wohl auch gewußt haben, daß ebenfalls der Lagerkommandant zu diesem Zeitpunkt in seinem Büro gegenwärtig war. Er schob die Wandschiebetür auf und sagte mir, daß er nun zum Kommandanten gehen würde wegen meines Kündigungsschreibens. Jetzt würde es sich zeigen, ob man dafür oder dagegen sprach. Nicht lange darauf kehrte er zurück mit dem für mich zufriedenstellenden Ergebnis: Ich durfte wieder, wie bisher, nach 16.00 Dienstschluß machen. "Auch heute schon?", fragte ich Major

Bach. - Ich durfte! Mir war ein Stein vom Herzen gefallen.

"Morgenstund', hat nicht immer nur Gold im Mund!". Schon gar nicht, wenn es sich um Zettel, wenn auch nur um kleine mit Spionagematerial versehen, handelte, die in unserer Dienststelle ganz hinten unter einem Schreibtisch gefunden wurden. Ein Soldat unseres Büros stöberte sie auf. Wie sie da heruntergekommen sind, wußte niemand.

Wo so viele Menschen zugegen waren, sich anhäuften, wie es bei uns der Fall war, gab es auch Kranke darunter, Schwerkranke sogar. Diese sollten über das Rote Kreuz repatriert werden. Man wollte sie nach Hause schicken, jeweils in ihr Heimatland. Im Austausch natürlich. Ein langer Krankentransportzug mit nur Zweiter-Klasse-Wagen rollte an. In diese wurden die Gefangenen gebracht, manch' einer sogar auf der Trage. Auf den Wagendächern prangte das Rote Kreuz, auffällig und groß und Rotes Kreuz-Personal würde sie auch betreuen. Ich wußte, wann der Zug den kleinen Bahnhof verlassen würde und stellte mich daher zu Hause vor die Bahnschiene. Da rollte er an. Die riesigen Roten Kreuze stachen ins Auge. Ich war innerlich tief gerührt und den Tränen nahe. Meine Wünsche gingen dahin, daß alle - wirklich alle - ihr Heimatland erreichen sollten, um mit Vater, Mutter, Frau, Geliebten, wieder verbunden zu sein.

Captain Dakers war wieder bei uns. Es war Nachmittag! Nur Feldwebel Friedrich und ich waren in unserem Büro. Im Offiziersbüro nur Major Bach. Allein. Er öffnete die Wandschiebetür und schaute in unseren Büroraum hinein. Plötzlich erhob sich Mister Dakers von seinem Holz-schemelsitze, ging auf das Wandschiebetürchen und somit auf Major Bach zu und streckte ihm die Hand entgegen, die Major Bach auch prompt ergriff. Hier standen sich Mensch und Mensch gegenüber - nichts als nur Mensch

und Mensch - ein deutscher Offizier und ein australischer.

Ich fand, daß in jenen Sekunden wirklich und wahrhaftig Menschliches geschah, so jung ich auch damals noch war. Sich einander nähern, liegt im eigenen Besinnen.

Wieder einmal war Fliegeralarm, die Sirenen heulten auf, wir begaben uns in die Unterstände oder Splittergräben, wie man auch sagte. Die Erregung unter den Gefangenen wuchs, sobald das große Lagertor zugesperrt wurde. In jener Zeit grüßte auch Glenn, "die Morgenröte", nicht mehr in mein Fenster hinein. Was er wohl haben mochte, der rot-blonde, sympathisch aussehende Glenn? War er nur mir allein böse oder auf alle Deutschen? Ich hatte ihm doch nichts getan, machte genauso Dienst, wie er ihn machen mußte. Nur Glenn allein würde es gewußt haben.

Ich hatte oft über Mittag eine schwere Zeit, die sich bis in die Nachmittagsstunden hineinzog. Es war nicht immer so, daß unser Büro besetzt war. Offiziere wie Mannschaften hatten auch außerhalb ihre Aufgaben. Dann wurde ich stets versorgt mit vorgeschriebener Arbeit. Hier auf einem Blatte standen Sätze geschrieben, dort, auf einem anderen ging es weiter, kunterbunt durcheinander, Wortfetzen. Die Schrift unleserlich, oft nur Anhaltspunkte, die ich zu ergänzen hatte. Aber irgendwie kam ich meist hindurch und schaffte es doch.

Es kam die Zeit, da die Gefangenen Schlitten aus Rote-Kreuz-Kisten herzustellen begannen. Sie rechneten mit dem Einbruch russischer Regimenter in Deutschland. Ob der Neffe Sir Winston Churchill's sich ebenfalls mit einem Schlittenprogramm beschäftigte, sich eigenhändig einen fertigte oder aber fertigen ließ, entzieht sich meiner Kenntnis. Es war zu jener Zeit längst von den Deutschen geplant, die Gefangenen dann weiter ins Reich hinein zu

transportieren, durch die Tschechei hindurch. Aber auch Görlitz in Schlesien wurde in Aussicht gestellt.

Eines Morgens überraschte mich Dolmetscher Dr. Dr. Lipschütz mit der Frage, ob ich wüßte, was wir hier in Deutschland politisch eigentlich hätten? Ich antwortete ihm mit "Nein"! Darauf Dr. Dr. Lipschütz: "Eine Zucht-hausdiktatur!"

Die letzte Rote-Kreuz-Delegation der Schweizer und der Schweden tauchte im Spätherbst des Jahres 1944 bei uns auf. Dolmetscher Jahn hatte auch diesmal wieder den Übersetzer zu spielen, genau wie in den Vorjahren. Er war schon ein Routinierter seines Faches und kannte sich hierin aus. Die Schweden waren auch durch einen neuen Delegierten vertreten, einem recht spröden Mann. Ich fuhr in der zweiten Klasse meines Zuges nach Hause, neben mir saß der Schwede, seine langen Beine hochgestellt. Als der Personenzug an meinem Heimatbahnhof hielt und ich aussteigen mußte, machte er keine Anstalten, diese einzuziehen. So hatte ich das Vergnügen, über diese hinwegzusteigen. Ich fand es albern. Warum er das tat, wußte ich nicht. Noch während des Lagerdiktates hatte ich ihm in unserem großen Offiziersraum gegenübergesessen. Wollte er mich als Deutsche etwa demütigen? Wahrscheinlich! Dolmetscher Jahn meinte einmal hinsichtlich eines anderen Delegierten, daß jener immer etwas zwischen zwei Fronten herumspionierte, mal mehr, - mal weniger. Er würde es wohl gewußt haben. Der Genfer Konvention wollte die deutsche damalige Führungsspitze schon den Rücken kehren, austreten, aber aus irgendwelchen Gründen kam es nicht dazu.

Seit Wochen schon merkte ich, daß fast alltäglich Süßigkeiten in meine offene Strohtasche gesteckt wurden, die in einem unserer Wehrmachtsspindel aufbewahrt wurde, und

zu der jeder Zugang finden konnte, wenn er wollte. Wer eigentlich der so liebevoll-freudige Spender gewesen sein mochte, habe ich nie erfahren können.

Frühjahr - Sommer 1944! Ich hatte die Aufstellungen zur freiwilligen Wlassow-Armee zu schreiben, die mir jeweils Sonderführer Hinze, ein mehrere Sprachen sprechender Mann, in die Schreibmaschine diktierte: Name für Name, Buchstabe für Buchstabe. Deren gab es viele. Sie wollten und wollten nicht enden. Ich hatte lange zu tippen, zu schreiben, sie schienen kein Ende nehmen zu wollen. Die deutschen Truppen befanden sich damals schon längst in der Defensive, die Russen dagegen in der Offensive. Seit dem Fall Stalingrads wurde den Deutschen ein Dämpfer aufgesetzt. Stets an Siege gewohnt mußten sie nun Niederlagen einstecken: eine nach der anderen. Im Osten wie im Westen! Die Kampfmoral geschwächt, gesunken, die Kriegsindustrie durch Bomben zerschlagen, keine Rohstoffe im Lande, wie wollte man da noch siegen? Der Glaube allein machte es auch nicht, obwohl er eine ungeheure Waffe sein kann, und eine Wlassow-Armee ebensowenig. Sie würde sich höchstens im eigenen Vaterlande verbluten, zugrundegehen. Ilja Ehrenburg, der russische Schriftsteller und Dichter, hatte zu jenem Zeitpunkt seine Landsleute schon längst zum patriotischen Kampf gegen die Deutschen aufgerufen, er sang Haßgesänge besonderer Art gegen uns und würzte diese noch mit seinem eigenen "Pfeffer" hinterher. All' das, und wohl noch vieles mehr, gab ihnen Kraft und Auftrieb genug, durchzuhalten, weiterzumachen, weiterzukämpfen. Sie mochten wohl auch mit uns Deutschen recht trübe Erfahrungen gemacht haben, zu trübe vielleicht. Die Schläge, die sie uns jetzt versetzten, waren nichts anderes als Gegenschläge, eine Antwort auf die unsrigen. Und der ge-

wisse Druck von oben herab, die sogenannte "politische Peitsche", die täglich, stündlich, hinterhergeschwungen wurde, hatte das Ihrige getan, ja wohl das Hauptsächlichste. Russen sind anders geartet als wir, das westliche Volk mit unseren Feinheiten. Wer nach dem Kampfe imstande ist, Getreidekörner aus um die Schulter gehangene Leinen- oder Tuchbeutel zu holen, um damit seinen größten Hunger zu stillen, dazu ein wenig Wasser zu schlürfen, bringt alle Voraussetzungen für ein ungewöhnliches Durchhaltevermögen mit. Ich habe das selbst gesehen, erlebt, als russische Regimenter den Osten Deutschlands besetzten. Zweifelsohne wäre General Wlassow mit seiner Freiwilligen-Armee der deutschen Heeresführung und somit den deutschen kämpfenden Armeen im Rußlandfeldzuge eine unentbehrliche, ja vielleicht sogar entscheidend stützende Säule gewesen, hätte man ihn nicht über viele Monate hinweg in deutschem Gewahrsam gehalten. Man mißtraute ihm wegen seiner national-russischen Gesinnung, die nicht zu der Ideevorstellung, Rußland nach dem erhofften Endsieg zu germanisieren, paßte. Doch als sich mehr und mehr die einstigen deutschen Siege in Niederlagen verwandelten, und man unbedingt Hilfe brauchte, holte man General Wlassow aus seiner "Versenkung" hervor. Im deutschen Lager mußte demnach ein Umdenkprozeß stattgefunden haben. Doch zu jenem Zeitpunkt war es längst hoffnungslos zu spät. Die anfängliche russische Bereitschaft unter dem Volk, sich mehr und mehr den Deutschen anzuschließen, zu nähern und dem stalinistischen Regime den Kampf anzusagen, war vertan und nicht mehr korrigierbar; aus vielerlei Gründen wohl.

Die letzte britische Weihnachts- und Neujahrsbotschaft des englischen Königs erreichte die Gefangenen bereits im

Vorfeld der deutschen Niederlage und der darauffolgenden Kapitulation. Als ich diese abschrieb, ahnte ich bereits, daß es wohl die letzte hier im Lager Lamsdorf sein würde. Ich investierte Gefühle hinein, Gefühle des Abschieds von Menschen, die ich kannte, mit denen ich zusammengearbeitet hatte und die in unserer Dienststelle ein- und ausgegangen waren und jetzt noch gingen. Aber wie lange noch? Aber selbstverständlich, - höchst selbstverständlich - war es auch, daß die Gefangenen nach Hause wollten. Meine spätere Zukunft konnte ich mir zu jenem Zeitpunkt eigentlich noch nicht so recht vorstellen, aber eines wußte ich: daß es nie mehr in meinem Leben so bunt, so interessant zugehen würde, daß ich nie mehr solch' interessanten Menschen, wie sie hier zugegen waren, - einem Sammelbecken verschiedenster Nationalitäten - begegnen würde. Für mich war jenes Erleben ein absolutes.

In jener Zeit hegte man schon gewisse Fluchtgedanken. Die kämpfende Front rückte näher und näher ins deutsche Reich hinein. In Ostpreußen standen längst die Russen und erste Panzerspitzen rollten in Oberschlesien ein. Hauptmann Metz äußerte den Gedanken sich und seine Familie umzubringen, zu erschießen, eine Schußwaffe hierfür hätte er ja. Ob er es je getan hat, weiß ich nicht. Die Züge, Personen- wie Güterzüge, waren vollgestopft mit Flüchtlingen, man kam kaum noch in diese hinein. Auf der Plattform stehend, das Scherengitter ausgezogen, erreichte ich an einem der letzten Tage unsere Dienststelle. Was mich erschütterte war die Tatsache, daß kleine Kinder mit Stricken und Wäscheleinen auf der Plattform festgebunden, bei eisiger Kälte bis zu 25 Grad minus, dasaßen, Tränen und Nasetröpfchen eisstarr gefroren. Sie waren Opfer eines grausamen Krieges geworden, - unschul-

dige Opfer. Wer konnte das je wieder gutmachen? Wann endlich würden die ewigen Haßgesänge der Völker gegeneinander ihr Ende finden? Wann endlich würde man auf dieser unserer Erde gewillt sein, sich vor dem Leben, vor allem Leben, zu verbeugen und es hell zu gestalten? Oder sollte dies unmöglich sein? Dann müßte dem Menschen die Fähigkeit, Frieden zu halten und zu erhalten, abgesprochen, werden. Sollte er dann noch die Krone der Schöpfung sein? Wollte er sich dann noch als Krone der Schöpfung bezeichnen?

In jenen Januar-Tagen des Jahres 1945 waren kaum noch Züge erreichbar, die mich hätten zu unserer Dienststelle bringen können. Am letzten Tage meines Dortseins marschierten ich und Christel bei Dunkelheit und tiefem Schnee zu Fuß nach Hause. Nie mehr habe ich meinen Fuß in jene Dienststelle des Lagers Lamsdorf gesetzt und bin ohne Abschied von meinen Mitarbeitern gegangen. Was aus jenen geworden ist, habe ich nie erfahren können, nur eines, daß Major Bach in Württemberg ansäßig geworden sein sollte. Da er im Zivilberuf Lehrer war, würde er wohl dieses Amt wieder ausgeübt haben.

Was mochte nur aus der Lagerkatze Catty geworden sein? Sie hatte ihre Brotherren, die Engländer, verloren und das mitten im strengfrostigen Winter bei Eis, Schnee und Kälte.

Ein Kapitel deutscher Geschichte war zu Ende gegangen. Wahrlich, ein traurig-düsteres Kapitel jener Zeit.

Man sagt, daß jeweiligen Geschichtsabläufen ihre Schatten vorausgeeilt wären, ob erquickliche, oder unerquickliche. Geschichte entsteht nicht aus dem Nichts heraus, Geschichte wird von Menschen gemacht, geprägt, zu rechtgeschmiedet. Vorbei das große Ringen, Vorbei die letzte Schlacht. Sie hat uns nichts als Kummer, und Trä-

nen eingebracht. Du einstens schönes Deutschland, was hast du nur vollbracht? Mit deinem eig'nen Schwerte, dich selber umgebracht!

So werde ich meinen Erlebnisbericht, der in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hineinspiegelt, beenden. Ich habe niemanden hier, der mir beim Schreiben über die Schulter geblickt hätte, um mich noch an dieses oder jenes zu erinnern, das ich vielleicht vergessen haben könnte.

Morris, mit den kühlen Gletscheraugen, wurde nach Kriegsende in Berlin gesehen. Von Gundula habe ich nichts mehr gehört, ihre Spur verlor sich in Süd-Deutschland.

Leonor ist verstorben, viel zu früh und zu meiner Trauer. Die Einzige, mit der ich noch in Kontakt stehe, ist Christel, die Försterstochter.

Ich selbst wurde nirgendwo heimisch, in keinem Büro, in keiner Stadt. Die Schatten der Vergangenheit standen zwischen Gestern und Heute.

Prisoners of war von Lamsdorf - Germany, ein gütiges Schicksal möge euch nach Hause geleitet haben.

